

STUDIEN ZUR DEUTSCHEN
LITERATUR

Band 169

Herausgegeben von Wilfried Barner, Georg Braungart
und Conrad Wiedemann

Kai Kauffmann

Rudolf Borchardt und der ›Untergang der deutschen Nation‹

Selbstinszenierung und Geschichtskonstruktion
im essayistischen Werk



Max Niemeyer Verlag Tübingen 2003

Gedruckt mit Unterstützung des Förderungs- und Beihilfefonds Wissenschaft der
VG Wort

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-484-18169-9 ISSN 0081-7236

© Max Niemeyer Verlag GmbH, Tübingen 2003

<http://www.niemeyer.de>

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Gesamtherstellung: Gulde-Druck GmbH, Tübingen

Inhalt

Vorbemerkung	I
Einleitung	4
1. Zur allgemeinen Forschungslage und zum eigenen Interpretationsansatz	4
2. Die Genese der narzißtischen Persönlichkeit	14
2.1. Zum psychoanalytischen Konzept des Narzißmus	15
2.2. Das Trauma der Kindheit und Jugend	21
2.3. Die Identitätskrise der Studienzeit und die Selbsterwählung zum Dichter-Seher der deutschen Nation	35
3. Übergangsformen der Selbstartikulation und der Zeitkritik	41
3.1. Ästhetizistische Lyrik	41
3.2. Ästhetizistische Kulturkritik	46
4. Die Inszenierung der Kulturgeschichte	53
4.1. Diskursgeschichtliche Perspektiven auf die Kulturhistoriographie um 1900	54
4.2. Borchardts Konzeption der ›dichterischen Geschichte‹	64
I. Die versagende Nation: Deutschland	80
Imago	80
1. Die Krisis des Wilhelminischen Kaiserreiches (Schriften und Reden 1906–1918)	80
1.1. Volk und Nation in der Geschichtsrhetorik Borchardts	80
1.1.1. Volk und Nation als Idee	80
1.1.2. Idee und Tradition der deutschen Nation	85
1.1.3. Krisis und Katastrophe der deutschen Nation in Neuzeit und Moderne; Borchardts Pläne zu einer ›Geschichte des Unterganges der Deutschen Nation‹	89
1.1.4. Zum Aufbau der folgenden Darstellung	96
1.2. Borchardt und die Krise der deutschen Kultur: ›Der Brief an den Verleger‹ (1906)	97
1.3. Deutschland und die Krise der europäischen Kultur: ›Weltfragen‹ (1906/07)	111

1.4. Programme der ›schöpferischen Restauration‹: Die verlorene ›Denkschrift‹ (1907) und die ›Ankündigung‹ (1907/08) .	121
1.5. Der deutsch-europäische Entscheidungskampf: Weltkriegsreden (1914–1916)	131
2. Das Interim der Weimarer Republik (Schriften und Reden 1918–1933)	145
2.1. »Seelische Reformation« statt politischer Revolution: Die Berliner Vorträge ›Einleitung in den Geist der Zeit‹ und die Bremer Reden des Jahres 1918/19	145
2.2. Historische Revisionen der deutschen Nationsbildung im Interregnum der Weimarer Republik: Die Redekampagne von 1927	166
2.3. Der ›totalitäre Konservatismus‹ im politischen Umfeld der Weimarer Republik: Borchardts Reflexionen zur Theorie und Praxis des Konservatismus (1930–1933)	192
3. Die Katastrophe des Dritten Reiches (Briefe und Fragmente 1933–1945)	210
3.1. Der Schock der nationalsozialistischen Machtergreifung: Politische Briefe und das Buchprojekt ›Interregnum‹ (1933ff.)	210
3.2. Die Analyse des deutschen Zwangscharakters: ›Der Untergang der deutschen Nation‹ (1943/44)	218
3.3. Das Maskenspiel der Geschichte: ›Anabasis‹ (1944)	230
II. Der feindliche Dichter: Stefan George	255
Imago	255
I. Die Idee des Dichters und des Dichterischen	255
1.1. Die Bedeutung Hugo von Hofmannsthal und Stefan Georges	258
2. Der Dichter als Richter der Zeit: ›Rede über Hofmannsthal‹ (1902–1907)	263
3. Klassische Dichtung des historischen Übergangs: Kritik des ›Siebenten Ring‹ (1909)	268
4. Der kulturpolitische Kampf um die geistige Führung: ›Intermezzo‹ (1910)	274
5. Der Künstler als Verführer der Nation: ›Aufzeichnung Stefan George betreffend‹ (um 1936)	284
III. Der fehlende Herrscher: Von Wilhelm II. bis Hitler	296
Imago	296
1. Die Leerstelle des Herrschers	296

2. Der problematische Herrscher des Deutschen Reiches: ›Der Kaiser‹ (1908)	301
3. Die Phantasmagorie eines welfischen Kaisertums in wittelsbachischer Reichsverweserschaft: Von ›Konservatismus und Monarchismus‹ (1930) zu ›Rupprecht von Bayern‹ (1932) . . .	317
4. Das Wunsch- und Schreckbild des Diktators: ›Führung‹ (1931) und ›Der Fürst‹ (1932)	329
5. Der echte ›Duce‹ und der falsche ›Führer‹: ›Besuch bei Mussolini‹ (1933) und ›Der Sieg Adolf Hitlers‹ (um 1932/33)	345
 IV. Das gesuchte Heimatland: Preußen zwischen Berlin und Königsberg	353
Imago	353
1. Die Bedeutung des Landschaftsdenkens bei Borchardt vor und nach 1918/19	353
2. Exkurs: Das Verhältnis zu Josef Nadler und der ›Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften‹	361
3. Die Abwendung vom modernen Preußen und die Verfluchung der revolutionären »Narrenhöhle« Berlin	368
4. Der vorübergehende Rückzug in die ›Renaissancelandschaft‹ der Früh-Hohenzollern: ›Rheinsberg‹ (1919/21)	376
5. Die Einkreisung von Königsberg als »ideeller Heimat«: ›Rudolf Borchardts Leben von ihm selbst erzählt‹ (1926/27)	386
6. Der »dankbare Sohn« der preußisch-deutschen Universität: ›Aus der Bonner Schule‹ (1908) und ›Friedrich Leo‹ (1944) . .	414
7. Epilog: ›A word on Eastern Prussia‹ (um 1943/44)	433
 Literaturverzeichnis	437
 Anhang: Daten und Dokumente zur Familiengeschichte	451
 Namensregister	457

»Ein Brief ist dies Buch aus einem einzigen Grunde, und einem, wie alles was ich hier schreibe, einfachen. Ich erzähle um etwas bekannt zu machen, und weil es mir keine Ruhe läßt, bis ich es bekannt gemacht habe. Dies ist meine Rechtfertigung vor mir und meine einzige, für Lesen und Schreiben. Mir graust vor beidem. Kein Wasser dünkt mich rein und kalt, kein Schmerz hart genug und kein Feuer zu heiß, um mich von dem schwarzen Aussatze der verschriebenen Seele gesund zu fegen. Mir widert selbst die Herrlichkeit und Adellung der Sprache insofern als sie schon Geschriebenes gefressen hat, hinter mir, und Schrift speien will, vor mir aus. Zwänge mir nicht Etwas die Schreibfeder und regierte sie, ich säße lieber einsam, den Rücken gegen Dich, und gedächte. [...] Darum erzähle ich nichts von dem, was Du erwarten magst. Aber wenn Du Dir den allereitelsten und albernsten Menschen in den ersten Zwanzigern, den Du kennst, noch etwas stolzer auf eingebilddete Weisheit als er ist, denken wolltest; und dabei noch etwas im Grunde verzagter, in Stunden deren Stimme er überhören möchte; noch etwas strotzender und röter vor Lust an prahlerischer, tierischer Jugend; und dabei im Ernste noch etwas schüchterner, verlegener und unsicherer als die ...«

(Fragment eines Vorwortes zum nie geschriebenen Buch *Annus Mirabilis*, um 1918/20)

Vorbemerkung

Neue Erkenntnisse über Borchardts Familiengeschichte, die sich kurz vor dem Abschluß dieser Habilitationsschrift ergeben haben, scheinen wichtig genug, um eine Vorbemerkung zu rechtfertigen. Sie betreffen besonders den Problemkomplex des Judentums. Gerhard Schuster, der Herausgeber der ›Gesammelten Briefe‹, hatte im Sommer 2001 ein Schreiben von Borchardts Vater gefunden, in dem das Grab der Großmutter Emilie, geborene Leo, auf dem Jüdischen Friedhof an der Schönhauser Allee im Berliner Bezirk Prenzlauer Berg erwähnt wird.¹ Durch meine anschließenden Recherchen bei der Jüdischen Gemeinde wurde bestätigt, daß Emilie und auch ihr Mann Rudolf Borchardt d. Ä. auf diesem Friedhof beerdigt worden sind; der Grabstein des Ehepaares ist unversehrt erhalten. Diese Information wirft ein ganz neues Licht auf Borchardts Verhältnis zum Judentum, hatte er doch sowohl in der Autobiographie ›Rudolf Borchardts Leben von ihm selbst erzählt‹ (1926/27) und dem offenen ›Brief an den Herausgeber des ›Ring‹‹ (1929) als auch in privaten Briefen an Josef Nadler, Max Brod, Martin Buber und Werner Kraft behauptet, daß seine Familie väterlicherseits spätestens in der Generation der Großeltern zum Christentum konvertiert sei. Das war in der Diskussion mit Schriftstellern, die ihm ›jüdischen Selbsthaß‹ vorwarfen, eine gefährliche Lüge, da ja Borchardt damit rechnen mußte, daß das Grab der Großeltern bekannt war oder wurde. Die Borchardt-Forschung hat seine Angaben ungeprüft übernommen, ja sogar die Legende weiter ausgedehnt, insofern der Artikel im ›Neuen Lexikon des Judentums‹ verbreitet, die Borchardts seien bereits während der Befreiungskriege zum Calvinismus übergetreten.²

Die nächste Überraschung folgte, als ich auf dem Friedhof den unversehrten, ganz in der Nähe des Eingangs stehenden Grabstein der Großeltern fand. Denn Emilie Borchardt ist nicht, wie ihr Enkel im ersten Satz des 1904 geschriebenen Prosatextes ›In Memoriam‹ behauptet,³ um 1898/99, sondern am

¹ Brief von Robert Martin Borchardt an Rudolf Borchardt vom 7. 3. 1907. Im Privatbesitz der Familie Borchardt.

² Vgl. Julius H. Schoeps (Hg.): Neues Lexikon des Judentums. Überarb. Aufl. Gütersloh 2000, S. 134.

³ Prosa VI, S. 9: ›Emilie Leo / Witwe Rudolf Borchardt des Älteren war geboren am 24ten November 1820 zu Königsberg und starb achtundsiebzig Jahre alt zu Berlin [...].‹

21. Februar 1902 gestorben. Borchardt kannte das richtige Datum, wie die Einordnung des gleichzeitig entstandenen Gedichtes ›In Memoriam‹ in die chronologische Folge des ›Buches Vivian‹ beweist.⁴ Die Erklärung für diese zweite Mystifikation muß dabei ansetzen, daß Borchardt Ende Januar 1902 mit dem Vater gebrochen hatte und aus dem Elternhaus zu Hofmannsthal geflohen war – am 21. Februar wohnte er den ersten Tag in Rodaun. Die durch den Tod der verehrten Großmutter gesteigerten Schuldgefühle wurden von ihm verarbeitet, indem er das Sterbedatum weit zurückverlegte, und zwar in das Jahr seiner Erweckung zum Dichter-Seher der deutschen Kulturnation. Das ›In Memoriam‹ suggeriert, die Großmutter habe noch kurz vor dem Ableben die »Hefte mit den ersten öffentlich gemachten Gedichten ihres Enkels«⁵ gelesen und als einziges Mitglied der Familie erkannt, daß Borchardt zum Nachfolger von Lessing, Winckelmann und Goethe berufen sei, womit sie zur Legitimationsinstanz für den Bruch mit dem Vater gemacht wird. In diese psychologische Erklärung paßt das Gedicht ›In Memoriam‹, eine der Gattungstradition des Nachrufs völlig widersprechende Scheltrede, die auf den Überbringer der Todesnachricht, einen namenlosen ›Skribenten‹, die Schuldgefühle projiziert.⁶

Als ich, aufmerksam geworden, nach den bislang unbekannten Geburts-, Tauf- und Sterbedaten der nächsten Familienmitglieder forschte, stellte sich eine dritte Überraschung ein: Borchardts Mutter Rosalie (»Rose«) Borchardt ist nicht, wie man auf Grund ihres letzten überlieferten Briefes vom September 1939 glaubte, Ende 1939 oder Anfang 1940, sondern erst 1943 gestorben. Sie wurde am 17. März 1943 neben ihrem 1908 verschiedenen Mann auf dem christlichen Matthäi-Friedhof in Berlin-Schöneberg beigesetzt. (Das Doppelgrab, von dem die Nachkommen nichts wußten, ist 1974 aufgelöst worden.) Diese Information ist deshalb brisant, weil sich ein Zusammenhang mit der Juden-Verfolgung und Juden-Vernichtung durch die Nationalsozialisten vermuten läßt. Zwischen Ende Februar und Mitte März 1943 fand die sogenannte ›Fabrikaktion‹ statt, in der die meisten der in Berlin verbliebenen Juden verhaftet und deportiert wurden. In der Familie Borchardt gibt es die Überlieferung, Ro-

⁴ Vgl. Rudolf Borchardt: Vivian. Briefe – Gedichte – Entwürfe 1901–1920. Hg. v. Friedhelm Kemp u. Gerhard Schuster. Marbach a.N. 1985, S. 165. Vgl. Gedichte, S. 125f.

⁵ Prosa VI, S. 10. Die Formulierung paßt eigentlich nur auf die Gedicht-Publikationen in den drei ›Insel‹-Heften von Juli bis September 1901 und nicht auf den ersten Privatdruck der ›Zehn Gedichte‹ aus dem Jahre 1896. Das heißt, in dem Text selbst entsteht ein Widerspruch zwischen dem angeblichen Todesjahr der Großmutter und dem tatsächlichen Veröffentlichungsdatum der Insel-Hefte. Eine weitere Kontamination liegt vor, wenn behauptet wird, die Großmutter habe bei dem letzten Besuch ihres Enkels auf »frische Bücher« hingewiesen, nämlich »Lessings Erziehung des Menschengeschlechts und Goethes Winckelmann im neusten Weimarer Band«, war doch der ›Winckelmann‹ der Sophien-Ausgabe bereits 1891 erschienen!

⁶ Vgl. Gedichte, S. 125f.

salie habe sich selbst umgebracht, um ihrer für den nächsten Tag angekündigten Deportation zuvorkommen. In der Zeit zwischen September 1939 und März 1943 scheint Borchardt nichts mehr von seiner Mutter gehört zu haben, aber er mußte befürchten, daß sie als Volljüdin – nach der Klassifikation der Nürnberger Gesetze – in die Maschinerie der Nazis geraten war. Dies galt auch für seine Schwester Helene Wirtz, die anders als Vera Rosenberg und Philipp Borchardt nicht emigriert war. In einem Brief an Hans Feist vom 12. September 1942 erkundigt er sich in verschlüsselter Form unter anderem nach den Schicksalen der Mutter und der Schwester, die ihm zu diesem Zeitpunkt also unbekannt waren.⁷ Vor diesem Hintergrund liest man die Schriften ›Der Untergang der deutschen Nation‹ (1943) und ›Zur deutschen Judenfrage‹ (1943), die auf die »Ausmordung, Austreibung, und Auszehrung« des Judentums in der gräßlichen »Tragödie des nationalsozialistischen Deutschland«⁸ anspielen, jedoch verbissen am Ideal der kulturellen Assimilation festhalten, mit noch größerer Irritation als zuvor. Auch die ›Anabasis‹ (1944), in der die mit Borchardts Flucht, Verhaftung und Verschleppung von Italien nach Tirol endenden Vorgänge des Sommers 1944 geschildert werden, bekommt eine zusätzliche Dimension, selbst wenn Borchardt wahrscheinlich nicht als Volljude in ein Konzentrationslager, sondern als Auslandsdeutscher zurück ins Reich transportiert werden sollte. Borchardt mußte seit Jahren Angst haben, ins KZ deportiert zu werden. Doch wird davon auch in der ›Anabasis‹ nicht direkt gesprochen. Indirekt spiegelt sich die persönliche Betroffenheit in den dort berichteten Tischgesprächen über die Verfolgung der Königsberger Juden und in den Reflexionen über die nationale Identität oder Nicht-Identität ethnischer Mischungen.

An den drei Fällen wird deutlich, wie wenig Basisdaten über Borchardts Leben bekannt sind und wie wichtig ein solches Faktenwissen für das Verständnis seines Œuvres wäre. Insbesondere die Frage der deutsch-jüdischen Sozialisation von Borchardt, die sich nicht auf die Zeit der Kindheit und Jugend beschränkt, gilt es im Hinblick auf sein Werk neu zu überdenken. Die Zeitgenossen, angefangen von Willy Haas über Theodor Lessing bis hin zu Theodor W. Adorno und Werner Kraft, die auf der Bedeutung des Jüdischen für Borchardt insistierten, haben zumindest ein Problem getroffen, das in der jüngeren Forschung – und auch von mir – unterschätzt worden ist.

⁷ Vgl. Briefe 1936–1945, S. 506. In einem nicht abgesandten Brief an Hugo Schäfer aus dem Jahre 1942 deutet Borchardt an, daß das Leben seiner in Hamburg wohnenden Schwester bedroht wäre, wenn ihr – aus einer »Mischehe« stammender – Sohn im Weltkrieg fiel: »Der einzige Sohn meiner Schwester Wirtz ist bisher am Leben – *ihr* Leben hängt fast zu qualvoll an dem seinen.« (Ebd., S. 455) Gerhard Schuster hat inzwischen herausgefunden, daß Helene Wirtz noch Anfang 1945 nach Theresienstadt deportiert wurde; nach ihrer Befreiung durch die Alliierten lebte sie wieder in Deutschland.

⁸ Prosa IV, S. 371.

Einleitung

1. Zur allgemeinen Forschungslage und zum eigenen Interpretationsansatz

Obwohl Rudolf Borchardt (1877–1945) in keiner deutschen Literaturgeschichte der Jahrhundertwende fehlt und er allgemein als einer der bedeutendsten Lyriker und Essayisten seiner Zeit gilt,¹ ist er, verglichen mit Hugo von Hofmannsthal, Stefan George oder Rainer Maria Rilke, doch ein wenig gelesener und kaum erforschter Autor. Dafür ist er selbst in erheblichem Maße mitverantwortlich. Borchardt hat sich sein Leben lang als ›outsider‹ inszeniert, der mit dem deutschen Literatur- und Politikbetrieb nichts zu tun haben wollte. Seit 1906 wohnte er, länger unterbrochen nur durch den 1. Weltkrieg, fast durchgängig in Italien und kam bloß gelegentlich zu Geschäftsterminen und Redekampagnen nach Deutschland. Wie ein ›Dämon‹ tauchte der Dichter-Seher in den Hörsälen deutscher Universitätsstädte auf, beeindruckte und verwirrte das Publikum mit der Kraft seiner Sprache und der Macht seiner Bildung, um dann wieder in der geheimnisvollen Ferne zu verschwinden. Sein Werk, dessen Umfang noch nicht einmal die wenigen Freunde, etwa Hofmannsthal,² kannten, wurde erst in den zwanziger Jahren durch die Auswahleditionen der ›Gesammelten Schriften‹ im Rowohlt Verlag einem breiteren Bildungspublikum zugänglich. Diese Jahre, in denen er auch als politischer Rhetor und Publizist hervortrat, sind die Zeit seiner größten Bekanntheit. Aber selbst damals war er eher eine mythen- und legendenumwitterte Gestalt als ein vielgelesener Autor. Nach 1933 durfte Borchardt, da er sich weigerte, in den nationalsozialistischen

¹ Zur literarhistorischen Einordnung vgl. bes. Klaus Günther Just: Von der Gründerzeit bis zur Gegenwart. Geschichte der deutschen Literatur seit 1871. Bern / München 1973.

² Hugo von Hofmannsthal teilt Rudolf Pannwitz am 12. 11. 1917 mit: »Sie fragen nach Borchardts anderen Arbeiten (deren es in Menge gibt, geschriebene und andere, vorzüglich geschriebene, wohl nur halluzinierte), warum er sie nicht zugänglich macht, warum das alles so absichtlich mit Dunkel u. Schwierigkeit umgeben ist – darüber kann ich nicht viel sagen. Das ist eben, genau das, eine Last an der ich mich überhoben habe.« (Hugo von Hofmannsthal / Rudolf Pannwitz: Briefwechsel 1907–1926. Hg. v. Gerhard Schuster. Frankfurt a.M. 1993, S. 158f.) Vgl. auch Hofmannsthals Brief an Pannwitz vom 5. 5. 1918 (ebd., S. 222).

›Reichsverband deutscher Schriftsteller‹ einzutreten, nicht mehr in deutschen Verlagen veröffentlichen, wenn er auch nicht – wie häufig zu lesen ist – zu den verbotenen Schriftstellern gehörte. Bis zu Borchardts Tod am 10. Januar 1945 erschienen, abgesehen von einem Bremer Privatdruck, seine Schriften nur noch in schweizerischen und österreichischen Verlagen.

Als der 2. Weltkrieg vorbei war, behinderte vor allem der betonte Konservatismus und Nationalismus die Rezeption seines Werks. Diejenigen, die Borchardt retten wollten, nahmen daher den ›Dichter‹ vor dem ›Politiker‹ in Schutz. Das gilt nicht nur für die Auswahl in der Reihe ›Verschollene und Vergessene‹ (1954), sondern auch für das Buch ›Rudolf Borchardt. Welt aus Poesie und Geschichte‹ (1961) von Werner Kraft – die erste umfassende, in Israel entstandene Monographie überhaupt – und den Essay ›Die beschworene Sprache‹ (1968), mit dem Theodor W. Adorno einen Sammelband Gedichte einleitete.³ Obgleich das Werk eine solche Trennung von Poesie und Politik eigentlich nicht zulässt, kommt vor allem Adorno das Verdienst zu, Borchardt vor dem völligen Vergessenwerden bewahrt zu haben. Die deutsche Literaturwissenschaft beschäftigte sich bloß vereinzelt mit den Gedichten und Erzählungen, der Auffassung des Dichterischen, der Beziehung zu Hofmannsthal und der Übersetzung von Dantes ›Divina Commedia‹⁴ Daß auch die zweite über die Dichtung hinausgreifende Monographie, das Buch von Jacques Grange über Borchardt als Denker des Konservatismus,⁵ nicht in Deutschland entstand, ist für die Wirkung kulturpolitischer Tabus bezeichnend.

Allerdings hängt es nicht nur mit der Wandlung des kulturpolitischen Zeitgeistes zusammen, daß in den achtziger Jahren und, nach dem Fall der Mauer, in den neunziger Jahren das Interesse an Borchardt kontinuierlich zugenommen und sich dabei auch auf bislang gemiedene Teile und Bezüge seines Œuvres ausgedehnt hat. Seitdem die 1954 begonnene und 1990 abgeschlossene Ausgabe

³ Vgl.: Hans Hennecke (Hg.): Rudolf Borchardt. Eine Einführung in sein Werk und eine Auswahl. Wiesbaden 1954 (Verschollene und Vergessene). Werner Kraft: Rudolf Borchardt. Welt aus Poesie und Geschichte. Hamburg 1961. Theodor W. Adorno: Die beschworene Sprache. Zur Lyrik Rudolf Borchardts. In: Rudolf Borchardt: Ausgewählte Gedichte. Hg. v. Theodor W. Adorno. Frankfurt a.M. 1968, S. 7–35. Wiederabgedruckt in: Theodor W. Adorno: Noten zur Literatur. Frankfurt a.M. 1981, S. 536–555 (stw 355).

⁴ Vgl.: Silvio Rizzi: Rudolf Borchardt als Theoretiker des Dichterischen. Zürich 1958. Hans-Georg Dewitz: ›Dante Deutsch‹. Studien zu Rudolf Borchardts Übertragung der ›Divina Commedia‹. Göppingen 1971. Jürgen Prohl: Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Borchardt. Studien über eine Dichterfreundschaft. Bremen 1973. Hildgard Hummel: Rudolf Borchardt. Interpretationen zu seiner Lyrik. Frankfurt a.M. / Bern 1983.

⁵ Vgl. Jacques Grange: Rudolf Borchardt 1877–1945. Contribution à l'étude de la pensée conservatrice et de la poésie en Allemagne dans la première moitié du XXe siècle. Bern / Frankfurt a.M. / New York 1983.

der ›Gesammelten Werke‹ in vierzehn Einzelbänden vorliegt, von denen – zählt man die Reden dazu – nicht weniger als acht essayistische Prosa enthalten, und die 1994 in Angriff genommene Edition der ›Gesammelten Briefe‹ voranschreitet, sind zum ersten Mal die philologischen Voraussetzungen für eine umfassende Rezeption gegeben. Gleichzeitig kommt dieser Rezeption der ›cultural turn‹ in der Literaturwissenschaft entgegen, bei dem die Diskurse der Kultur, der Kulturkritik, der Kulturhistoriographie und der Kulturpolitik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert verstärkt in den Blick der historischen Forschung geraten. Die Beiträge zu den Borchardt-Tagungen der letzten anderthalb Jahrzehnte⁶ haben sich mehr und mehr dem essayistischen Prosawerk zugewandt und versucht, Borchardts Verhältnis zu kulturellen und politischen Strömungen wie dem Ästhetizismus oder der ›konservativen Revolution‹ zu klären, um ihn so im Diskursfeld des Wilhelminischen Reiches und der Weimarer Republik zu verorten. Dabei konnte es nicht ausbleiben, daß sich die teilweise erregt geführte Diskussion auf einzelne Texte, besonders die Reden ›Schöpferische Restauration‹ (1927) und ›Führung‹ (1931), konzentrierte, die eine bedenkliche Nähe zum Faschismus, wenn nicht Nationalsozialismus, besitzen. Auf diesem Weg kommt man jedoch allzu schnell zu dem Punkt, wo man entweder über den versponnenen Ästheteten oder den gefährlichen Ideologen den Kopf schüttelt. Der Zugang zu einem Werk, das in seiner ganzen Breite und Tiefe überhaupt erst zu erschließen ist, läßt sich so nicht finden.

Die Beschränkung auf die argumentationslogische Analyse einzelner Schriften und Reden, aus der dann die diskursgeschichtliche Einordnung des Autors bzw. Œuvres folgt, ist gerade bei Borchardt problematisch. Und zwar aus mehreren Gründen: Erstens fehlen bis heute Basisdaten, ohne die jede Interpretation zum Drahtseilakt wird. Das betrifft schon Borchardts Biographie, die überall in die Argumentation seiner Werke hineinspielt. Wie in der Vorbemerkung geschildert, hat sich bei den Recherchen zu dieser Arbeit herausgestellt, daß Borchardts Angaben über die Konversion der eigenen Vorfahren im 19. Jahrhundert, auf die sich seine Stellungnahmen zur ›deutschen Judenfrage‹ stützen, größtenteils Mystifikationen sind. Die bisherige Forschung hat diese Mystifikationen ungeprüft übernommen und daher die Kontroversen mit Willy Haas, Max Brod, Martin Buber und Josef Nadler nicht richtig bewertet. Auch die Basisdaten zur Bibliographie sind unzureichend. Ob, um ein anderes Beispiel zu nennen, das unveröffentlichte Fragment ›Der Sieg Adolf Hitlers‹ vor oder nach der Machtergreifung geschrieben wurde, ist nicht sicher, was die

⁶ Vgl.: Horst Albert Glaser (Hg.): Rudolf Borchardt 1877–1945. Referate des Pisaner Colloquiums. Frankfurt a.M. / Bern / New York / Paris 1987. Ernst Osterkamp (Hg.): Rudolf Borchardt und seine Zeitgenossen. Berlin / New York 1997. Andreas Beyer / Dieter Burdorf (Hg.): Jugendstil und Kulturkritik. Zur Literatur und Kunst um 1900. Heidelberg 1999. Kai Kauffmann (Hg.): Dichterische Politik. Studien zu Rudolf Borchardt. Bern 2002 (Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik 4).

Interpretation enorm erschwert. – Zweitens ist es die Eigenart von Borchardts Denken und Schreiben, daß sich die konkreten Argumente innerhalb eines abstrakten Strukturrahmens fortgesetzt verschieben.⁷ Borchardt nimmt zwar bestimmte Topoi aus den Kulturdiskursen der Epoche(n) auf, die in seinem Werk auch immer wiederkehren, doch wendet er sie in den einzelnen Schriften und Reden so um und setzt sie so ein, wie es seinen jeweiligen, nicht zuletzt von der lebensgeschichtlichen Lage und der zeitgeschichtlichen Situation abhängigen Interessen entspricht. Seine casuistische Rhetorik läßt sich nicht, anders als der Autor suggeriert, auf eine stringente Logik der Argumentation festlegen, die problemlos in die Topographie der Kulturdiskurse einzupassen wäre. Und drittens – dieser Punkt hängt eng mit dem vorangegangenen zusammen – darf die essayistische Form von Borchardts Schriften und Reden nicht ausgeblendet werden. Die Beantwortung der Frage etwa, wie sich das sowieso kaum zu fassende Programm der ›schöpferischen Restauration‹ zur Ideologie der ›konservativen Revolution‹ bzw. des ›neuen Nationalismus‹ (Stefan Breuer)⁸ verhält, ist weniger aufschlußreich als die Analyse der literarisch-rhetorischen Verfahren, mit deren Hilfe in den einzelnen Schriften und Reden ganz unterschiedliche Bilder der Kulturgeschichte entworfen werden. Erst über eine solche Analyse, die auf die spezifische ›Textur‹ der Werke eingeht, lassen sich tiefer gegründete Beziehungen zu bestimmten Diskursen der Literatur und der Historiographie feststellen, so zu einer spekulativen Kulturgeschichtsschreibung, wie sie ähnlich von Theodor Lessing oder Rudolf Pannwitz betrieben wurde.

Damit bin ich bei dem Ansatz meiner Studien zum essayistischen Prosawerk angekommen, die sich immer weiter von den Positionen der bisherigen Forschung entfernt haben. Es war mein ursprünglicher Plan, die Logik, Topik und Stilistik von Borchardts kulturkritischem, kulturhistorischem und kulturpolitischem Denken und Schreiben an exemplarischen Texten zu untersuchen, die in den Diskurszusammenhang der Epoche(n) eingebunden werden sollten. Dafür bot sich das bei Borchardt zentrale Themenfeld der Geschichte der deutschen Nation im 19. und 20. Jahrhundert an. Auf diese Konzeption geht die Gliederung des Hauptteils in die vier Kapitel ›Nation‹, ›Dichter‹, ›Herrscher‹ und ›Landschaft‹ zurück. Im Laufe der Vorarbeiten entschied ich mich aber für

⁷ Die Umkehrung gilt allerdings auch: Alle Einzelpositionen und Einzelrelationen verschieben sich, aber die Grundstruktur bleibt bestehen. Diese Eigenart von Bewegung (Transformation) im Stillstand (Stagnation), die mit dem narzißtischen Charakter des Autors zusammenhängt, ist übrigens auch der Grund dafür, daß man sich so schlecht an die verschiedenen Texte erinnert. Man behält die wiederkehrenden Topoi und Strukturen, nicht die abweichenden Positionen und Relationen, und ist dann beim Wiederlesen erstaunt über den eigenen ›Dreh‹ jeder Schrift, um ihn später erneut zu vergessen.

⁸ Vgl. Stefan Breuer: *Anatomie der Konservativen Revolution*. 2., durchges. u. korr. Aufl. Darmstadt 1995.

die Kombination einer chronologischen und einer kulturtopographischen Methode, mit der das Gleiten von Borchardts Rhetorik im Rahmen feststehender Argumentationsstrukturen besser erfaßt werden kann. Das chronologische Vorgehen in den einzelnen Kapiteln hat nicht nur den Vorteil, die Verschiebungen in Borchardts Œuvre sichtbar zu machen, sondern ermöglicht es auch, diese Verschiebungen mit den Begebenheiten der Lebensgeschichte einerseits und den Ereignissen der Zeitgeschichte andererseits in einen Zusammenhang zu bringen. Ein solches Vorgehen eignet sich besonders für die lange Kette jener Texte – angefangen vom ›Brief an den Verleger‹ (1906) über den ›Eranos-Brief‹ (1924) und ›Rudolf Borchardts Leben von ihm selbst erzählt‹ (1926/27) bis hin zur ›Anabasis‹ (1944) –, in denen Autobiographie und Kulturhistoriographie, Kulturkritik und Kulturpolitik direkt miteinander verknüpft sind. Doch selbst bei historischen Texten, die keine expliziten Bezüge zur Lage des Autors und zur Situation der Zeit herstellen, kann auf diese Weise nachgewiesen werden, in welchem Maße biographische Motive und kulturpolitische Interessen in der literarischen Konstruktion verarbeitet worden sind.

Je länger ich mich mit Borchardt beschäftigte, desto klarer wurde mir die Bedeutung seiner psychischen Persönlichkeit für die Strukturen des literarischen Werkes. Da ich die Vorbehalte gegen biographische, psychologische oder psychoanalytische Interpretationen teile, denen es vorrangig um die Person des Autors geht, möchte ich betonen, daß die Fragen der literarischen Gestalt und des historischen Gehalts im Mittelpunkt meines Interesses standen und auch jetzt noch stehen. Ohne die Einbeziehung der Psychologie konnte ich aber Fragen wie die folgenden nicht hinreichend beantworten: Warum brechen Borchardts Schriften fast immer ab, bevor die grandios angelegten Kulturentwürfe ausgeführt werden (Totalisierung und Fragmentierung)? Woher kommen die Antithetik und die Asymmetrie ihrer Konstruktion, in der das Positive so viel diffuser bleibt als das Negative (Idealisierung und Entwertung)? Wieso sind die geschilderten Personen bzw. Figuren der Kulturgeschichte so häufig indirekte Selbstporträts (Spiegelung)? Weshalb neigen die direkten Selbstdarstellungen zur Mystifikation (Schwindelei)? Wie erklären sich die eklatanten Verstöße gegen die Argumentationslogik, die sogar innerhalb eines Textes stattfinden (Verschiebung)? Woher rühren die starken Schwankungen des Reflexions- und des Stilniveaus (Motorik)? Auf welche Weise lassen sich die Unterschiede der Aggressivität in den nicht abgeschickten Briefen und den öffentlich gehaltenen Reden zur Politik deuten (Sublimierung)? Diese Reihe von Fragen kann auf das Feld der Literatursoziologie ausgedehnt werden: Warum gelingt es Borchardt im Unterschied zu anderen ›Dichter-Sehern‹ wie Stefan George oder Rudolf Pannwitz nicht, einen Kreis von Jüngern oder – nach Art von Hofmannsthal – Freunden um sich aufzubauen (A-Sozialität)? Wieso weigert er sich umgekehrt, irgendeinem Zirkel beizutreten (Autonomie)? Was brachte ihm die dauerhafte Trennung von Wohnort und Wirkungsstätte, die doch seinem literari-

schen Erfolg abträglich war (Rückzug)? Ich belasse es bei diesen Andeutungen, die allesamt in dieselbe Richtung weisen. Es ist Borchardts narzißtische Persönlichkeitsstruktur, die sich nicht nur in seinem ganzen Leben, sondern auch in seinem gesamten Werk ausdrückt.

Diese These ist nicht völlig neu. Zahlreiche Zeitgenossen, die Borchardt mehr oder weniger gut kannten, haben intuitiv den Zusammenhang zwischen der seelischen Problematik und dem dichterischen Ingenium erfaßt. Insbesondere der hochstaplerische Wesenszug, der das wichtigste Kriterium des Narzißmus (Grandiosität) erfüllt, ist immer wieder geschildert worden. Theodor Lessing, der neben Rudolf Alexander Schröder⁹ die eindringlichste Charakteristik Borchardts gegeben hat, schreibt in seinen Erinnerungen ›Einmal und nie wieder‹ (1935):

[F]ür diesen körperlich unscheinbaren, aber straff gerechten, immer ritterlichen, immer männlichen, immer heldisch gerichteten Mann gab es nichts Alltägliches, Nüchternes, sondern was die Zauberhand anpackte, das ward zu Gold, und aus den geringsten, ja läppischen Begegnungen mit der Wirklichkeit filterte die übersteigernde Phantasie solche Geistigkeit, daß man nie wissen konnte, ob er beichtete oder verbog. [...] Aber auch den Propheten glich er, den Fanatikern und Ketzerrichtern, die, gleich dem ihm wesensverwandten Karl Kraus, vom Wortgeist und Sprachrausch her schöpferisch werden. – Ich kannte bei Borchardt auch Züge, die im Licht des gemeinen Menschenverstands einfach als Prahlhanserei, Aufschneiderei, ja als Schlimmeres zu betrachten wären und dennoch zusammenhängen mit Grundwurzeln der dichterischen Seele, deren erhabene Bildkräfte überwuchert wurden von einem unmenschlich rechtshaberischen Willen zur großen Leistung.¹⁰

Auf Lessing kann sich berufen, wer zwischen der psychologischen Analyse des Autors und der literarhistorischen Interpretation des Œuvres vermittelt. In der jüngeren Zeit hat der Soziologe Stefan Breuer das Narzißmus-Konzept Heinz Kohuts auf eine ganze Reihe von Autoren aus dem George-Kreis (neben dem ›Meister‹ die ›Jünger‹ Friedrich Gundolf, Friedrich Wolters, Max Kommerell, Ernst Glöckler u.v.m.) und auch auf Schriftsteller aus dem George-Umfeld (Alfred Schuler, Ludwig Klages, Ludwig Derleth, Rudolf Pannwitz, Hugo von Hofmannsthal, Georg Simmel) angewandt und dabei den ›Gegenkönig‹ Borchardt als einen typischen Vertreter des psychisch motivierten ›ästhetischen Fundamentalismus‹ beschrieben.¹¹ Daß seine Deutung nicht richtig durchge-

⁹ Vgl. das Zitat auf S. 189 dieses Buches.

¹⁰ Zit. nach: Borchardt – Heymel – Schröder. Katalog zur Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach a.N. Bearbeitet von Reinhard Tgahrt, Werner Volke, Eva Dambacher u. Hildegard Dieke. Marbach 1978 (Sonderausstellungen des Schiller-Nationalmuseum. Katalog 29), S. 367. In Lessings Buch ›Jüdischer Selbsthaß‹ (Berlin 1930, bes. S. 40f.) wird diese Persönlichkeitsstruktur kulturpsychologisch erklärt.

¹¹ Vgl. Stefan Breuer: Ästhetischer Fundamentalismus. Stefan George und der deutsche Antimodernismus. Darmstadt 1995, bes. S. 148–168.

drungen ist, liegt nicht nur an der harschen Polemik gegen ›heilige Dichter‹ und ihre Bewunderer, sondern mindestens eben so sehr an Defiziten der Argumentation, die hier kurz benannt werden müssen.

Zum einen stellt Breuer eine allgemeine These auf, ohne sie bei jedem Autor gründlich zu überprüfen. Wenn er eine individualpsychologische Analyse der Fallgeschichten vornähme, fielen ihm die großen Unterschiede zwischen den Persönlichkeitsstrukturen auf, die nicht alle unter dem Begriff des Narzißmus subsumiert werden können. So hat schon Borchardt in dem Aufsatz ›Nach zwanzig Jahren‹ auf den Gegensatz hingewiesen zwischen seiner eigenen Neigung, das Selbst abzuschotten,¹² und der Tendenz Hofmannsthals, das Selbst in den Anderen zu suchen;¹³ und die Hofmannsthal-Forschung spricht seit langem von der ›Schizophrenie als dichterischer Struktur‹,¹⁴ obgleich m.E. auch der Begriff der Schizophrenie die Selbstinszenierung in den Maskenspielen des Hofmannsthalschen Werkes nicht richtig trifft, weil durch ihn das Extrem der Dezentrierung und Depersonalisation überbetont wird. So unsystematisch,

¹² Der Aufsatz von 1935 erinnert an den ersten Besuch Hofmannsthals in der Villa Mansi, deren Saaldecke eine Inschrift des früheren Bewohners trägt: »*Ego Solus Mansi*, ich allein bin Mansi, ich allein bin geblieben, ich bin allein geblieben« (Prosa VI, S. 221). Borchardt führt auf dieses Wort seinen unwiderstehlichen Wunsch zurück, die Villa anzumieten, ein gutes Beispiel für seine Selbstbespiegelungen in der Geschichte.

¹³ Prosa VI, S. 222f.: »Ich glaube, er hat keine andere wirkliche Leidenschaft gekannt, als die nach fremdem Schicksal. ›Wie ist das bei Dir?‹, ist die häufigste Frage, die in Stunden der Aufschließung von ihm vernommen zu haben, seine Freunde sich erinnern. Er war nicht neugierig, wer könnte das denken: Er bediente sich ausgesprochener Individuen, als eines zu erlernenden Alphabetes und einer Grammatik, um die ausweichenden Inschriften seines eigenen geheimen Zusammenhanges mit dem Welträtsel zu deuten. [...] Daß sein Wesen und Treiben, sein Verhalten und seine gesamte Anstalt, mir fremd waren, war eine Voraussetzung dafür, daß das meine es ihm eben nicht war. Ihn verlangte nach meiner Einsamkeit –, nicht weil es die meine war, die ich glücklich war, völlig verwirklicht zu haben, sondern weil es die seine war, die er sich versagt hatte zu leben.« Hofmannsthal hatte dagegen in einem Brief an Borchardt vom 11.7. 1912 geschrieben: »Einsam bin ich, wie jeder Mensch meiner, unserer Art es ist. Manches in meiner Natur läßt mich die auferlegte Einsamkeit leichter tragen, als andere sie getragen haben. Denn ich habe darüber daß ich ein Dichter bin, nicht aufhören müssen ein Mensch zu sein, das ist mein unermeßliches Glück – und der Mensch in mir ist nicht einsam, ist reich an Freundschaft, an Liebe und fast über sein Vermögen beglückt.« (Borchardt / Hofmannsthal, S. 94.) Vgl. dazu Prohl, Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Borchardt, S. 68–72.

¹⁴ Vgl. bes.: Gotthart Wunberg: Der frühe Hofmannsthal. Schizophrenie als dichterische Struktur. Stuttgart / Köln / Berlin / Mainz 1965. Ders.: Depersonalisation und Bewußtsein im Wien des frühen Hofmannsthal. In: Literatur und Schizophrenie. Theorie und Interpretation eines Grenzgebiets. Hg. v. Winfried Kudszus. München / Tübingen 1977, S. 69–103. Wolfram Mauser: Hugo von Hofmannsthal. Konfliktbewältigung und Werkstruktur. Eine psycho-soziologische Interpretation. München 1977. Waltraud Wiethölter: Hofmannsthal oder Die Geometrie des Subjekts. Psychostrukturelle und ikonographische Studien zum Prosawerk. Tübingen 1990.

wie Breuer die individualpsychologischen Kriterien Kohuts einsetzt, reichen sie zur Begründung seiner Generalthese nicht aus. Zum anderen bleibt er die sozialpsychologische und sozialhistorische Absicherung schuldig. Man fragt sich, unter welchen Bedingungen eine ganze Generation von Intellektuellen eine narzißtische Persönlichkeit erworben haben soll. Obwohl die Forschung zur Geschichte der Familie und der Kindheit, der Stadt und des Bürgertums im 19. Jahrhundert durchaus Ansatzpunkte bietet, wagt Breuer, der doch vom Fach ist, in diesem Bereich keine Erklärung. Verständlicher erscheint, daß er als Soziologe bewußt auf eine Übersetzung der psychischen Strukturen in literarische verzichtet. Doch genau betrachtet kann nur dann von »ästhetischem Fundamentalismus« die Rede sein, wenn auch die literarische Produktion der untersuchten Autoren berücksichtigt wird. Zumindest Literaturwissenschaftler werden die Narzißmus-These abwehren, solange ihr heuristischer Wert für die Interpretation von Texten nicht erkennbar ist. So ist Breuers Argumentation gleich in dreifacher Hinsicht unterbestimmt.

Im Fall von Borchardt, der von Breuer auch vergleichsweise präzise beschrieben wird, sind die Voraussetzungen besonders gut, um die Defizite zu beheben. Die autobiographischen Schriften »Rudolf Borchardts Leben von ihm selbst erzählt« und »Brief an den Verleger« liefern so viele Erinnerungsbilder der eigenen Kindheit und Jugend, daß die emotionale Verunsicherung des Kindes, vor allem von seiten der Eltern, und die daraus folgende narzißtische Abschließung des Selbst gegenüber der Umwelt evident werden. Zudem deuten sie diese Erinnerungsbilder in einem allgemeinen Erklärungsrahmen der Kulturgeschichte, indem sie auf die typische Situation von Kindern großbürgerlicher Familien in der neudeutschen Gesellschaft am Ende des 19. Jahrhunderts hinweisen. Schließlich zeigen sie, wie der Heranwachsende seine labile, stets von der Gefahr der »Dekomposition«¹⁵ bedrohte Ich-Identität durch eine Phantasieproduktion stabilisiert, bei der sich das Selbst zum Dichter der Nation und zum Seher der Geschichte erhebt. Im wesentlichen sind damit die narzißtischen Strukturen von Borchardts Persönlichkeit und ihre phantasmagorischen Transformationen im Werk richtig skizziert.

Meine Studien knüpfen an diese Schilderungen an. Sie werden den Zusammenhang von Selbstinszenierung und Geschichtskonstruktion in Borchardts *Œuvre* genauer untersuchen, wobei natürlich die Mystifikationen und Rationalisierungen des Autors kritisch hinterfragt werden. Auch bleibt die Arbeit nicht bei der psychologischen Diagnose einer narzißtischen Persönlichkeitsstruktur stehen, für die das literarische Werk bloß das Symptom einer pathologischen Störung wäre. Vielmehr leitet sie aus der narzißtischen Struktur der Persönlichkeit das produktive Vermögen der ästhetischen Einbildungs-, rhetorischen Überzeugungs- und historischen Erkenntniskraft her, die eine phantas-

¹⁵ So im »Brief an den Verleger«, Prosa VI, S. 29.

matisch-konstruktive und eine kritisch-destruktive Tendenz besitzt. Deswegen läßt sich die Arbeit auf die Lektüre der literarischen Werke ein und billigt ihnen einen hohen Eigenwert zu. In den vier Kapitel des Hauptteils treten die psychologischen Aspekte über weite Strecken ganz hinter den ästhetischen, rhetorischen und historischen Perspektiven zurück, bis die Interpretation an einen Punkt kommt, wo sie sich wieder auf psychologische Motive zurückverwiesen sieht. Dabei werden auch die Grenzen von Borchardts Einbildungs-, Überzeugungs- und Erkenntniskraft markiert. Insgesamt zielt die Arbeit auf eine nicht-reduktionistische, weil auf hermeneutischer Vermittlung beruhende Synthese der verschiedenen Ansichten von Autor und Werk im Rahmen der Zeit. In der geistesgeschichtlichen Forschung nach der Jahrhundertwende hätte man von der ›Gestalt‹ gesprochen, die zu umreißen wäre. Ich ziehe den sowohl in der Persönlichkeitsforschung (David Rapaport) als auch in der Literaturwissenschaft gebräuchlichen Begriff des ›Stils‹ vor. Nach dem Verständnis von Roland Barthes umfaßt der Stil (*le style*) sämtliche vertikalen Strukturen und Transformationen, die, aufsteigend von den Tiefenschichten des Körpers und der Seele bis hinauf zu den Oberflächenphänomenen des Denkens, Sprechens und Verhaltens, in ihrer Gesamtheit die Eigenart eines Autors im Gegensatz zu den horizontalen Allgemeinformen der Sprache/Schrift (*l'écriture*) ausmachen. In dem Aufsatz ›Was versteht man unter Schreibweise?‹ (*›Qu'est-ce que l'écriture?‹*) heißt es dazu:

Unter dem Namen Stil formt sich [...] eine autarke sprachliche Ausdrucksweise, die nur in die eigene, geheime Mythologie des Autors hinabreicht, in jene Hypophysis der Rede, wo sich das erste Wort- und Dingpaar bildet, wo sich ein für allemal die großen Wortthemen seiner Existenz niederlassen. Mag ein Stil noch so raffiniert sein, es haftet ihm doch immer etwas Elementares an. Er ist eine Form ohne Bestimmung, er ist das Ergebnis eines Wachstumsstoßes, nicht das eines Wollens, er ist wie eine vertikale, einsame Dimension des Denkens. Sein Bezugssystem liegt auf der Ebene einer Biologie oder einer Vergangenheit, nicht aber auf der der Geschichte: er ist die ureigene Sache des Schriftstellers, sein Glanz, sein Gefängnis und seine Einsamkeit.¹⁶

In annähernd diesem Sinne möchte ich vom ›narzißtischen Stil‹ Borchardts sprechen. Allerdings drückt dieser sich gerade in einem spezifischen Umgang mit kulturellen Diskursen aus. Deswegen werden meine Studien immer wieder die Bezüge zur Kultur- und Diskurs-Geschichte herausarbeiten.

Die Konzeption meiner Monographie wird denjenigen Literaturwissenschaftlern naiv und obsolet erscheinen, die mit Michel Foucault, Jacques Derrida und anderen Poststrukturalisten oder Dekonstruktivisten den ›Tod des Autors‹ verfügt haben und den Menschen in der Geschichte nur noch als dezentriertes ›Subjekt der Geometrie‹ von fiktionalen Diskursen auffassen. Ich führe

¹⁶ Abgedruckt in: Roland Barthes: *Am Nullpunkt der Literatur*. Frankfurt a.M. 1982, S. 15–25, hier: S. 16f.

das naheliegende argumentum ad hominem nicht aus, daß der gerade bei ihnen häufig anzutreffende Personenkult die eigenen Theorien in Frage stellt, und verweise auch nur beiläufig darauf, daß Derrida in seiner 1996 erschienenen Schrift ›Le monolinguisme de l'autre‹ die Philosophie der Dekonstruktion auf das eigene Trauma der kulturellen Entwurzelung in Algerien zurückgeführt und sie damit repersonalisiert und rehistorisiert hat¹⁷ – eine verblüffende Analogie übrigens zu Borchardts Problem der Heimatlosigkeit. Mein eigentliches Gegenargument ist, daß die starren Antithesen zwischen Autor oder Diskurs, Individualität des Menschen oder Konstruktion der Schrift, Realität oder Fiktionalität der Geschichte etc. am lebendigen Wesen der Literatur (und der Literaturwissenschaft) als einer Form der Vermittlung vorbeigehen. Borchardt ist sicherlich ein gutes Beispiel dafür, wie ein bedrohtes Ich sich nur im unabschließbaren Prozeß des Redens und Schreibens behaupten kann. Man mag darin einen Beweis für die generelle, in der Moderne manifest werdende Problematik des ›Subjekts‹ sehen. Aber wer durch die sich verschiebende Rhetorik seiner Werke hindurch nicht die gleichbleibende Stimme eines eigen- und einzigartigen Menschen hört, der an sich selbst leidet, der hat von Borchardt zu wenig verstanden.

Viel stärker als die vorhersagbaren Einwände von Poststrukturalisten und Dekonstruktivistinnen beunruhigen mich die Fragen, ob ich in den Studien die richtige Balance zwischen Person und Werk gefunden habe und ob auf beiden Seiten Würdigung und Kritik gerecht austariert sind. Mit diesem Zweifel stehe ich in der Tradition der Borchardt-Interpreten, die, wie die hin- und herschwankenden Äußerungen von Theodor Lessing oder Rudolf Alexander Schröder exemplarisch zeigen, selten zu einem eindeutigen, positiven oder negativen Urteil gelangen. Es handelt sich dabei nicht um die Opposition ›kleiner Mensch‹ versus ›großer Dichter‹. Die Deformation, von der Lessing spricht, ist auch eine des Dichterischen. Das gilt für die essayistischen Schriften, die in dieser Arbeit behandelt werden, ebenso wie für das hier aus Gründen der wissenschaftlichen Ökonomie ausgeklammerte poetische und übersetzerische Œuvre; man denke beispielsweise an die grandiose, aber auch tyrannisch mit der italienischen Dichtung und der deutschen Sprache verfahrenende Umbildung von Dantes ›Divina Commedia‹. Die Ambivalenz der Person überträgt sich auf den Stil des Werks und von dort aus weiter auf den Leser, bei dem zwiespältige, ja widerstreitende Gefühlsreaktionen ausgelöst werden. Augenblicke der Begeisterung über die Stärke des Ethos und die Macht der Imagination (verbunden mit der Sorge, wegen der eigenen Beschränkungen dieser Größe nicht ge-

¹⁷ Vgl. Jacques Derrida: *Le monolinguisme de l'autre*. Paris 1996. Zur rhetorischen Strategie dieser Schrift, die zwischen Autobiographie und Metalinguistik changiert, vgl. Judith Neschma Klein: Eine Falte im Universellen. Jacques Derridas judeo-franco-maghrebinische Voraussetzungen. In: GRM, NF 51/2 (2001), S. 173–184.

recht geworden zu sein) wechseln mit Momenten der Enttäuschung über die bis zur Lüge gehenden Selbstinszenierungen des Rhetors und die Leere mancher Geschichtskonstruktionen (verknüpft mit dem Ärger, daß die eigenen Anstrengungen einem Hochstapler gegolten haben).¹⁸ Überläßt man sich dem herrlichen Sprachrausch, so kommt irgendwann der Punkt der Ernüchterung, an dem man sich wundert, wie man auf das schreckliche Wortgetöse hereinfallen konnte. Zumindest dann, wenn man sich über längere Zeit mit Borchardt beschäftigt, also ihm nicht nach gelegentlichen, mehr oder weniger enthusiastischen Lektüren entkommen kann, muß man der affektiven Gewalt des Werks mit den Mitteln der rationalen Analyse begegnen. Ich selbst bin mir nicht sicher, ob diese Notwendigkeit nicht zu einem Übermaß von Kritik in meiner Arbeit geführt hat. Schröder hat einmal gesagt, daß alles ›Kranke‹ und ›Üble‹ in Borchardt auf ihn selbst zurückfalle, so daß er für seine Schwächen bitter büße. So wie er als Mensch seine Freunde ein ums andere Mal verprellt hat, so stößt er als Schriftsteller seine Leser immer wieder ab. Das scheint mir der tiefste Grund dafür zu sein, daß er anders als Hofmannsthal, George und Rilke niemals einen Kreis von vorbehaltlosen Bewunderern um sich geschart hat.

2. Die Genese der narzißtischen Persönlichkeit

Im folgenden wird das psychoanalytische Konzept des Narzißmus nur soweit dargestellt, wie es zur Beschreibung von Borchardts Persönlichkeit erforderlich ist. Dies heißt, daß auf die metapsychologischen Debatten zwischen Heinz Kohut und Otto F. Kernberg nicht eingegangen wird, sondern die empirischen Kriterien für die Diagnose und Deskription im Vordergrund stehen. Diese Kriterien werden auf Borchardts Autobiographie bezogen, die zwar keine sicheren Rückschlüsse auf die präödpalen Ursachen erlaubt, aber doch die Entwicklung seiner narzißtischen Persönlichkeitsstörung in den späteren Stadien der Kindheit und Jugend nachvollziehbar macht.

¹⁸ Auch die Rezension des Bandes ›Handlungen und Abhandlungen‹, die Ewald Volhard im Literaturblatt der ›Frankfurter Zeitung‹ (15. 9. 1929) veröffentlichte, läßt die Ambivalenz des Leseindrucks erkennen, selbst wenn das Endurteil – aus ideologischen Gründen – klar negativ ausfällt: »So entstand ein Buch, das man mit Unbehagen liest, mit mehr Unbehagen als ein schlechtes oder mittelmäßiges. Es berunruhigt vielleicht, aber es bewirkt nichts. Es zerstört im Nachsatz zu oft die gute Gesinnung, zu der der Vordersatz nötigt, und strömt nirgends verändernd, formend, wirkend in uns ein, zerzt uns vielmehr immer wieder vom Aufhorchen zur Enttäuschung, vom Erstaunen zur Mißbilligung, von Bewunderung zu Abneigung. Es ist ein ›beinahe‹ gutes Buch.«

2.1. Zum psychoanalytischen Konzept des Narzißmus

Ausgehend von Sigmund Freuds Schrift ›Zur Einführung des Narzißmus‹ (1914), haben vor allem amerikanische Psychoanalytiker seit den fünfziger Jahren Theorien der narzißtischen Persönlichkeitsstörung entworfen und auch Kriterienkataloge für die Diagnose ausgearbeitet. Neben den Arbeiten von Heinz Kohut¹⁹ sind die Beiträge von Otto F. Kernberg²⁰ hervorzuheben, der den Narzißmus als Bewältigungsform einer zugrundeliegenden Borderline-Störung versteht. Ab 1980 sind die psychoanalytischen Kriterien teilweise in psychiatrische Klassifikationssysteme (DSM-III, DSM-IV) aufgenommen worden.²¹

Gemeinsam ist den psychoanalytischen Erklärungsmodellen die Annahme, daß Empathie-Defizite der Mutter gegenüber dem Kind, die durch den Vater nicht kompensiert werden, zu einer Störung in der Reifung des ›Selbst‹ oder – wie Kernberg diesen Begriff einmal mit Verweis auf Erik H. Erikson übersetzt²² – der ›Ich-Identität‹ führen. Verschärft werden kann der Konflikt durch übersteigerte Erwartungen der Eltern, daß ihr Kind etwas Besonderes sei, die mit der mangelnden Zuwendung nicht im Einklang stehen. Dem Kind gelingt es nicht, ein normal integriertes Ich auszubilden, weil zwischen den Allmachts-wünschen des ›Ideal-Selbst‹ und den Ohnmachtserfahrungen des ›Real-Selbst‹ kein Ausgleich möglich ist. Als Abwehrreaktion auf die fortgesetzte Frustration durch die Eltern kommt es stattdessen zu einer dauerhaften Spaltung der Selbst-Repräsentanzen innerhalb des Ich, bei der die eine Seite des Selbst – das sogenannte Größenselbst – das Ideal der Wunscherfüllung unverändert aufrechterhält, während die andere Seite die Realität der Wunschversagung anerkennt. Stärker als Kohut betont Kernberg, daß gleichzeitig eine analoge Spaltung der Objekt-Repräsentanzen innerhalb des Ich stattfindet: Da das Kind keine befriedigenden Beziehungen zu den Eltern zu entwickeln vermag, projiziert es einerseits seine Wünsche auf Ideal-Objekte, die aber unter seiner Herrschaft bleiben sollen, und negiert andererseits die Ansprüche der Real-Objekte auf eigenständige Geltung. Sowohl bei den Selbst-Repräsentanzen wie bei den Objekt-Repräsentanzen handelt es sich um Vorgänge der Idealisierung auf der einen und der Entwertung auf der anderen Seite. Obwohl die verschiedenen

¹⁹ Vgl. bes.: Heinz Kohut: Narzißmus. Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzißtischer Persönlichkeitsstörungen. Frankfurt a.M. 1973. Ders.: Die Heilung des Selbst. Frankfurt a.M. 1979.

²⁰ Vgl. bes.: Otto F. Kernberg: Borderline-Störungen und pathologischer Narzißmus. Frankfurt a.M. 1978. Ders.: Schwere Persönlichkeitsstörungen. Theorie, Diagnose und Behandlungsstrategien. Stuttgart 1985, bes. S. 261–346. Vgl. auch die Aufsätze unterschiedlicher Autoren in: Ders. (Hg.): Narzißtische Persönlichkeitsstörungen. Stuttgart / New York 1996.

²¹ Vgl. Peter Fiedler: Persönlichkeitsstörungen. 4. Aufl. Weinheim 1998, bes. S. 279–287.

²² Vgl. Kernberg, Borderline-Störungen und pathologischer Narzißmus, S. 359.

Teile und Seiten in einer kohärenten, wenn auch pathologischen Form des Ich integriert sind – das macht den Unterschied des Narzißmus zu den (manifesten) Borderline-Störungen²³ und den klassischen Psychosen aus –, ist ihr inneres Verhältnis sehr labil. So wechseln narzißtische Persönlichkeiten zwischen Phasen der Hypomanie und Überstimulation, in denen die Phantasien eigener Größe durchbrechen, und Phasen der Apathie und Depression, wenn die Diskrepanz zur Realität erkannt werden muß, in rascher Folge hin und her. In Krisensituationen extremer Verunsicherung des Selbstwertgefühls kann eine zeitweilige Regression in nicht-integrierte, psychosenahe Formen eintreten, mit Gefühlen der Fragmentierung, paranoiden Vorstellungen und panischem, autoaggressivem oder antisozialem Verhalten.²⁴

Die Selbst-Phantasien eigener Größe und Macht sind das wichtigste Kriterium narzißtischer Persönlichkeiten.²⁵ Diese haben das ständige Bedürfnis nach exzessiver Darstellung der eigenen Person und der Bewunderung durch andere. Umgekehrt reagieren sie überaus empfindlich auf jede Kritik von außen, da durch diese der verborgene, von den Größenphantasien überdeckte Minderwertigkeitskomplex verstärkt wird. Die »narzißtische Kränkung« des grandiosen Selbst führt einerseits zum Ausbruch »narzißtischer Wut«, die mit Haßgefühlen und Rachegelüsten einhergeht, andererseits zum Einbruch »narzißtischer Scham«, wenn der realitätsorientierte Gegenpart des Selbst die Kritik für berechtigt hält. Je stärker der Wunsch ist, die eigene Größe zu zeigen, desto stärker ist auch die Angst, sich eine Blöße zu geben. Narzißtische Persönlichkeiten suchen deshalb nach Strategien, um diesen Zwiespalt zu lösen. Sie können z.B. die Sphären von privatem und öffentlichem Leben trennen, die Auftritte vor Publikum auf wenige Gelegenheiten beschränken oder ihr grandioses Selbst hinter den Masken idealisierter Objekte verstecken, welche die erwünschten Eigenschaften zugesprochen bekommen.²⁶

²³ Vgl. ebd., S. 303, S. 369 u. S. 375f.

²⁴ Vgl. u.a. Mardi J. Horowitz: Klinische Phänomenologie narzißtischer Pathologie. In: Kernberg, Narzißtische Persönlichkeitsstörungen, S. 30–38, hier: S. 32.

²⁵ Es sei betont, daß die im folgenden aufgeführten Kriterien nicht alle erfüllt sein müssen, damit die Diagnose gestellt werden kann. Bei Borchardt treffen aber so viele zu, daß es sich geradezu um einen Musterfall handelt. Darauf weisen exemplarisch die Anmerkungen zu seiner Person hin. Im Abschnitt über die Autobiographie wird das Kommentarverhältnis umgekehrt.

²⁶ Das gilt u.a. für Borchardts Verhältnis zu Hofmannsthal. Als sich Rudolf Pannwitz mit Borchardts Schriften über Hofmannsthal, George und Dante beschäftigte, hat er die Gründe für die Selbstdarstellung im anderen erahnt und zugleich eine gewisse Unstimmigkeit gespürt. Am 21. 10. 1919 schreibt er an Hofmannsthal: »ich rieche da etwas wie ein innerstes Bedürfnis zu liebevoller Verengung (auch im verhältnisse zu ausserpersönlichen problemen) wofür sowohl mensch wie wissen zu umfassend und grosz sind und was (in einer mir nicht hinlänglich erfassbaren weise) überall einklemmt und hemmt und (wie eine Ahnung mir mit bestimmtheit sagt), auf seinem urgrunde der letzte quell alles nicht-zuende-machens der dinge und alles unter-den-

Die Idealisierung der Objekte, denen der Narzißt demütig bis zur Selbstverleugnung²⁷ zu dienen vorgibt, geht aber tatsächlich nur soweit, wie er sie indirekt zur Selbsterhöhung benutzen kann. Sobald das Objekt nicht mehr dem eigenen Wunschbild entspricht und sich der Kontrolle entzieht, wird eine teilweise und gänzliche Entwertung vorgenommen. Häufig laufen Vorgänge der demonstrativen Idealisierung und der subtilen Entwertung desselben Objekts parallel. Objekte, die über die gewünschten Eigenschaften verfügen, sich aber überhaupt nicht vereinnahmen lassen, werden gänzlich entwertet. Der Narzißt ist unfähig, die von ihm unabhängigen Leistungen anderer Personen anzuerkennen, weil er sie als Schmälerung der eigenen Verdienste, mithin als Kränkung empfindet. Deswegen reagiert er auf sie einerseits mit »narzißtischem Neid«, andererseits wieder mit »narzißtischer Wut«. Er neigt dazu, sich stillschweigend fremde Ideen einzuverleiben und die anderen lautstark des geistigen Diebstahls zu bezichtigen, wobei natürlich das angebliche Plagiat heruntergemacht wird.²⁸ Zu den Prozessen der narzißtischen Spiegelübertragung gehört auch, daß abgelehnte Eigenschaften der eigenen Person auf andere projiziert werden. So wie die demonstrative Idealisierung von Objekten mit einer subtilen Entwertung einhergehen kann, so kann umgekehrt die vordergründige Kritik mit einer hintergründigen Aufwertung verbunden sein, da sie indirekt wieder das Selbst betrifft.²⁹

Für das soziale Verhalten ist einerseits der Wunsch nach völliger Autonomie oder, negativ ausgedrückt, das Vermeiden jeder Dependenz typisch, andererseits der Mangel an Empathie gegenüber anderen Personen. Narzißten fühlen sich nur in sozialen Strukturen sicher, die für sie emotional kontrollierbar sind. Ansonsten kommt es zum »narzißtischen Rückzug«, der unter extremen Umständen den Charakter einer panischen Flucht annimmt. In Zweierbeziehung

scheffel-stellens des liches ist. es ist irgend eine zarte schuld und irgend ein noch zarteres schuld gefühl dar.« (Hofmannsthal / Pannwitz, Briefwechsel 1907–1926, S. 407f.) Damit hat er allerdings nur jene Seite von Borchardts Persönlichkeit erfaßt, die das Größenselbst an einem direkten Ausdruck hindert und auch für die fragmentarische Form der Schriften verantwortlich ist.

²⁷ Ein Lieblingswort Borchardts. In der »Anabasis« schreibt er: »Um mich unterzuordnen, wie ich es freiwillig Jahrelang im Weltkrieg, mein Lebenlang Hofmannsthal und in singulären Verhältnissen der Huldigung den höchsten menschlichen Symbolen gegenüber nicht nur gethan, sondern aus tiefem Bedürfnis gethan hatte, bedurfte es des Enthusiasmus, der in der Verleugnung des eigenen Selbst nur eine höhere sublimere Form der Freiheit findet, die unerschöpfliche Freiheit des Gebens.« (DLA Marbach. A: Borchardt. Bi 10.)

²⁸ Vergleiche Borchardts Reaktionen nach dem Erscheinen von Rudolf Kassners »Lysis«-Übertragung, Karl Wolfkehl's »Ältester Deutscher Dichtung«, Rudolf Pannwitz' »Krisis der europäischen Kultur« und Oswald Spenglers »Untergang des Abendlandes«.

²⁹ Man denke an Borchardts Faszination durch »problematische Naturen« wie z.B. Stefan George oder Ulrich von Wilamowitz.

gen wollen Narzißten den anderen auch in sexueller Hinsicht unter ihrer Herrschaft halten, während sie sich selbst eine bis zur Promiskuität gehende Freiheit herausnehmen.³⁰ Im Familienleben bewerten sie Kinder höher als den Ehepartner. In den sonstigen Beziehungen scheuen sie sich vor der Ausbeutung von Verwandten, Freunden, Bekannten, Kollegen etc., etwa in finanziellen Belangen, nicht zurück, weil sie wegen ihrer einzigartigen Größe glauben, Anspruch auf jegliche Unterstützung der weit unter ihnen stehenden Menschen zu haben.³¹

Auch das Arbeitsverhalten hat zwei Seiten. Narzißten sind oft zur angestrengten Arbeit fähig und können mit außergewöhnlichen Fertigkeiten und Kenntnissen beeindrucken. Typisch ist, daß sie alles autonom und perfekt machen wollen. Sie entwickeln große Pläne, sind aber dann häufig nicht in der Lage, diese in kleinen Schritten umsetzen, was zu vorübergehenden Aufschüben oder zum endgültigen Abbruch führt. Die oben erwähnten Stimmungsschwankungen zwischen Hypomanie und Apathie finden sich in den Arbeitsprozessen wieder.³² Da Narzißten glauben, selbst alles besser zu wissen und besser zu können als die anderen, sind sie in ihrem Lernen beeinträchtigt. Wie im sozialen Bereich, so haben sie auch im intellektuellen Gebiet Schwierigkeiten, einmal erworbene Grundmuster zu ändern.³³

Ein wichtiges Merkmal ist das gebrochene Verhältnis zur Wahrheit und Wirklichkeit.³⁴ Zur Erhöhung bzw. Verteidigung des Selbstwertgefühls werden »selbsterdachte Geschichten statt realer Ereignisse«³⁵ erzählt oder die

³⁰ So Borchardt in der Ehe mit Karoline Ehrmann, von der er sich schließlich wegen Kinderlosigkeit scheiden ließ.

³¹ So Borchardt in der Freundschaft mit Otto Deneke, von dem er sich wiederholt größere Geldbeträge nach Italien überweisen ließ.

³² Dazu paßt, was Werner Kraft (Rudolf Borchardt, S. 12) schreibt: »Strenge ist einer von Borchardts wesentlichen Zügen, sie zeigt sich bei ihm als Spannung und als Energie über enormer Kraft des Geistes. Ob die Willenskraft so groß gewesen ist, wie er wahrhaben wollte, steht dahin. Sie war vorhanden, mußte aber immer wieder bezahlt werden mit tödlichem Erlahmen.« Die Schwankungen des Energieniveaus lassen sich bei Borchardt bis in die Schreibmotorik der Manuskripte hinein beobachten.

³³ Damit scheint mir zusammenzuhängen, daß Borchardt nach der entscheidenden Lernphase der Jahrhundertwende nur im geringen Maße die Innovationen in Wissenschaft, Literatur, Kunst und Politik rezipiert hat. Die Konstanz seiner Grundgedanken läßt sich auch als Stagnation bezeichnen.

³⁴ Borchardts Frisierung der eigenen Familiengeschichte in bezug auf das Problem des Judentums ist bereits als markantes Beispiel erwähnt worden.

³⁵ Horowitz, Klinische Phänomenologie narzißtischer Pathologie, S. 31: »Zusätzlich können Fehler bei der Rekonstruktion bestimmter Ereignisse ein kennzeichnendes Phänomen der narzißtischen Persönlichkeit sein. Erinnerungen haben oft die Qualität durchdringender, aber meist übertriebener Verunglimpfungen. Eigene negative Handlungen werden häufig ausgeblendet. In der Therapie werden selbsterdachte Geschichten anstelle realer Ereignisse erzählt. [...] Oft werden Eigenschaften der eigenen Person und anderer vertauscht, wenn es darum geht, über bestimmte Begegnungen zu

wirklichen Begebenheiten und Verhältnisse verzerrt dargestellt. Der eine Teil des Selbst glaubt an die Wahrheit dieser mehr oder weniger ausgedehnten Schwindeleien, während der andere die ›Lügen‹ erkennt und voller Scham und Angst befürchtet, daß die ›Betrügereien‹ auffliegen. Da sich die Gefühlszustände des Selbst abwechseln und auch vermischen, oszillieren die erzählten Geschichten häufig zwischen Wahrheit und Unwahrheit, werden Elemente der Fiktion mit Elementen der Realität amalgamiert, woraus das Zwitterwesen einer Mystifikation entsteht. Insgesamt ist die Realitätswahrnehmung und -darstellung egozentrisch: Das Ich setzt alle Daten der Außenwelt in eine affektive Verbindung mit sich, die kognitive Trennung zwischen Subjekt- und Objektsphäre ist schwach ausgeprägt.

Ein wichtiges Merkmal ist auch der Umgang mit der Sprache. Laut S. Bach benutzen narzißtische Persönlichkeiten die Sprache in einer autozentrischen, unkommunikativen Art und Weise, um ihr Selbstwertgefühl zu regulieren: »Es gebe eine auffälligen Bruch zwischen Worten und Perzepten und den Eindruck, daß die betroffene Person eher mit sich selbst spreche oder daß ihre Worte endlos kreisten. Ein Verlust an Flexibilität für Perspektiven führe zu einer Überabstrahierung, Konkretisierung oder zu einer Fluktuation zwischen diesen Extremen.«³⁶ Sie brillieren durch die Beherrschung der Sprache, die sie mit narzißtischer Libido besetzen. So haben sie ein autoerotisches Verhältnis zu den Worten, das auf andere faszinierend, aber auch ›affektiert‹³⁷ und manipuliert wirken kann.

Als letzter Punkt soll das Problem der Kreativität angesprochen werden. Aus der Perspektive der Psychoanalyse und der Psychiatrie, die den Narzißmus als pathologische Störung ansehen, ist es verständlich, daß die Beeinträchtigungen der Kreativität betont werden. Kohut beschließt sein erstes Buch über den Narzißmus mit der These, erst eine erfolgreich durchgeführte Therapie führe zur Freisetzung von Kreativität. Er berichtet von einem Patienten, der am Ende der Behandlung begann, gespenstisch schöne Kurzgeschichten zu schreiben, die von den »Erlebnissen eines heranwachsenden Knaben oder eines jungen Mannes« handelten und »seine Einsamkeit, seine Entfremdung von der Welt, seine sensitive Selbst-Bezogenheit, die Angst vor der Störung seines seeli-

berichten. [...] Dieses Phänomen der ungenauen Darstellung von Eigenschaften ist keineswegs wahnhaft, wie bei psychotischen Charakteren, verzerrt aber dennoch die Wahrheit.«

³⁶ Vgl. Salman Akhtar: Deskriptive Merkmale und Differentialdiagnose der narzißtischen Persönlichkeitsstörung. In: Kernberg, Narzißtische Persönlichkeitsstörungen, S. 1–29, hier: S. 9. Wenn man die ›Flexibilität für Perspektiven‹ ausklammert, die bei Borchardt innerhalb der fixierten Grundstruktur (s. Anm. 33) sehr hoch ist, trifft diese Charakteristik auf seine Rhetorik zu.

³⁷ Vgl. Fiedler, Persönlichkeitsstörungen, S. 281.

schen Gleichgewichtes« und dergleichen mehr schilderten.³⁸ Kohut sieht in dieser Umwandlung von psychischen Kräften in die poetische Gestaltung von Kunstwerken einen Fortschritt, ermögliche sie doch eine »dauerhafte (sublimierende) Abfuhr für die narzißtischen Spannungen des Patienten, die vorher eine schwere Bedrohung für seine psychische Gesundheit waren und ihn wiederholt in gefährliche Zustände affektiven Ungleichgewichts gebracht hatten«.³⁹ Umgekehrt bemerkt er bei einem Schriftsteller, der als Patient zu ihm kam, daß dieser vor Beginn der Behandlung daran scheiterte, die Energien des grandiosen Selbst im Schreibprozeß zu »neutralisieren«.⁴⁰ Lediglich am Rande wird von Psychoanalytikern und Psychiatern erwähnt, daß es besonders talentierte Narzißten gibt, die von sich aus in der Lage sind, die psychischen Kräfte in eine intellektuelle und ästhetische Produktion umzusetzen und die selbstbezogenen Phantasien in eine allgemeiner gültige Form zu bringen. Sie können ihre Ich-Identität vergleichsweise gut stabilisieren, indem sie die eigenen Konflikte in anderen Gestalten ausdrücken (auch wenn die Konflikte durch diese Projektionen nicht gelöst werden), und das Selbstwertgefühl dadurch steigern, daß die Gestaltung vom Publikum als kulturell wertvoll anerkannt wird. Dies ist am ehesten in Literatur und Kunst möglich, denn beim Künstler darf die »exhibitionistische Libido« direkter zwischen dem Selbst und dem »narzißtisch besetzten Werk« hin- und herfließen, als das in der Wissenschaft (im streng objektiven Verständnis) zugelassen wird.⁴¹ Für Psychoanalytiker können diese begabten Personen zum therapeutischen Problem werden, wenn sie die Therapie lediglich zur Verfeinerung ihrer Selbstdarstellung und den Therapeuten als bloße Spiegelperson benutzen.

Literatur- und Kunstwissenschaftler sind eher bereit, in narzißtischen Strukturen ein kreatives Potential sehen, etwa im Sinne von Heinrich Heines Versen »Krankheit ist wohl der letzte Grund / Des ganzen Schöpferdrangs gewesen; / Erschaffend konnte ich genesen, / Erschaffend wurde ich gesund.« aus

³⁸ Kohut, Narzißmus, S. 361.

³⁹ Ebd., S. 364.

⁴⁰ Kohut, Die Heilung des Selbst, S. 25f.: »Im Bereich seiner schriftstellerischen Arbeit – und es muß noch einmal betont werden, daß diese Arbeit eigentlich den größten Beitrag zur Stärkung seines erwachsenen Selbstwertgefühls hätte leisten können und das wichtigste Ventil für umgewandelte grandios-exhibitionistische narzißtische Spannungen durch Kreativität hätte darstellen sollen – führte der strukturelle Defekt, der durch das Mißlingen der mütterlichen Spiegelungsfunktionen verursacht worden war, zu Erfahrungen erschreckender und lähmender Überstimulierung. Er besaß keine ausreichenden Strukturen, um die Grandiosität und den Exhibitionismus zu lindern und zu neutralisieren, die aktiviert wurden, wenn seine Phantasie mobilisiert wurde. Daher empfand er oft Spannung und Erregung, wenn er schrieb, und mußte dann entweder seine Phantasie unterdrücken – zum Schaden von Originalität und Vitalität seines Produkts – oder überhaupt zu arbeiten aufhören.«

⁴¹ Vgl. Kohut, Narzißmus, S. 348.

den ›Schöpfungsliedern‹, die Sigmund Freud in seiner Schrift ›Zur Einführung des Narzißmus‹ zitiert.⁴² (Der junge Borchardt hat Heine als einen Seelenverwandten betrachtet und in einem Fragment gebliebenen Aufsatz aus dem Jahre 1906 das Psychodrama dieses Dichters zu beschreiben versucht⁴³, eine Analogie, deren Stichhaltigkeit man in verschiedenen Phänomenbereichen überprüfen könnte.) Tatsächlich wird ja bei Dichtern und Künstlern immer wieder eine Verbindung zwischen ihrer narzißistischen Persönlichkeit und der ästhetischen Fähigkeit behauptet, eine Behauptung, die allerdings gewöhnlich auf einem alltagssprachlichen, nicht psychologisch fundierten und differenzierten Verständnis von Narzißmus beruht. Gegenüber beiden Positionen wäre zu zeigen – und dies soll in der vorliegenden Arbeit am Beispiel von Borchardt geschehen –, daß die Kreativität narzißistischer Dichter- und Künstlerpersönlichkeiten charakteristische Stärken und Schwächen besitzt und die von ihnen versuchte Selbststilisierung und Selbststabilisierung durch Kunst- und Kulturproduktion die Chancen des grandiosen Gelingens wie die Gefahren des desaströsen Scheiterns birgt.⁴⁴

2.2. Das Trauma der Kindheit und Jugend

Rudolf Borchardt wurde am 9. Juni 1877 in Königsberg als zweites Kind und ältester Sohn des Kaufmanns und späteren Bankiers Robert Martin Borchardt und seiner Frau Rosalie (›Rose‹) Bernstein geboren. Wenige Wochen nach der Geburt sollen Mutter und Kind nach Moskau zurückgekehrt sein, wo die ursprünglich aus Königsberg stammende Familie seit längerem ansässig war. 1882 zogen die Borchardts nach Berlin um. Standesgemäß wohnten sie im Neuen Westen, genauer am Kronprinzenufer 5 – heute steht an dieser Stelle das Bundeskanzleramt. Rudolf hatte sechs Geschwister: Else (geb. 1876), Philipp (geb.

⁴² Sigmund Freud: Studienausgabe. Bd. III: Psychologie des Unbewußten. Hg. v. Alexander Mitscherlich, Angela Richards u. James Strachey. Frankfurt a.M. 1975, S. 52.

⁴³ Vgl. das 1906 entstandene und erst jetzt veröffentlichte Fragment ›Versuch über Heine‹, in: Akzente 49/2 (2002), S. 150–152, bes. S. 150f.

⁴⁴ Werner Strodthoff (Stefan George. Zivilisationskritik und Eskapismus. Bonn 1976), der einen vergleichsweise präzisen Begriff des Narzißmus auf George anwendet – ›Der Begriff ›Narzißmus‹ ist von hier aus weiter gefaßt für alle jene Eigenschaften und Tendenzen Georges, mit denen er das eigene Ich zum Zentrum macht, mit denen er sich auch sich selbst gegenüber zurechtstilisiert, sich unabhängig zu machen glaubt von seiner Umwelt, sich seine Dichtung als eigenentworfenen, zeitüberhobenen Raum schafft und mit verschiedenen Gestalten anreichert, die, jede für sich, die eigenen Wünsche und Träume als Möglichkeiten erscheinen lassen‹ (S. 183) –, betont die tragischen Konsequenzen des narzißistischen Autonomie-Wunsches in der Dichtung: ›Dieser Anspruch aber muß verhängnisvoll werden; in der engagierten Abkehr vom ›alltäglichen‹ Leben, in den ›hohen‹ und dünnen Sphären des ›schönen‹, des durch eine solche Kunst und einer solchen Kunst geweihten ›Lebens‹, ringt der Künstler-Narziß nach Atem, ›auch wo keiner es ahnt‹.‹ (S. 187.)

1879), Helene (geb. 1880), Verena (»Vera«, geb. 1882), Ernst (geb. 1886) und Robert (geb. 1890). Er wurde zunächst von Privatlehrern unterrichtet, dann 1886 auf dem Französischen Gymnasium eingeschult. Als er hier scheitert, wird er 1887 von den Eltern in die Obhut des Gymnasiallehrers Dr. Friedrich Witte nach Marienburg (Westpreußen) gegeben; 1893 folgt er Witte an das Königliche Gymnasium in Wesel (Rheinland) und legt dort 1895 das Abitur ab.

Borchardt hat die Berliner Jahre seiner Kindheit in der Autobiographie von 1926/27 als eine traumatische Zeit beschrieben.⁴⁵ Der Erzählung sind die trotzigen Sätze vorangestellt:

Ich habe keine Heimatstadt gehabt und gekannt und erst spät erfahren daß ich ein Heimatland habe; daß ich ein Vaterland habe, erst an mir selber in reifen, bitteren Stunden. So habe ich auch kein Elternhaus und keine Familie gehabt und es wäre ein müßiges Zugeständnis an das Schema der Autobiographie wenn ich von Land, Provinz, Stamm und Stadt, Vätern und Eltern ausginge. Meine Erinnerung enthält für meine ersten Jugendjahre keinerlei Bilder. Was mir erzählt worden ist, hat auf meine Entwicklung schlechterdings keinen Einfluß geübt. [...] Auf einer Reise der mich erwartenden Mutter in die Heimat bin ich geboren, dann schleunigst in die Fremde verbracht und nach wenig Jahren mit der ganzen Rußland verlassenden Familie nach Berlin geführt worden. [...] Die Erwachsenen lebten ihr eigenes für uns und mich unzugängliches Leben, aus dem heraus ihr gelegentliches Greifen nach uns wie ein Ausflug wirkte.⁴⁶

Mit der Erinnerung, beim ersten Betreten der Berliner Wohnung ausgeglichen zu sein, beginnt die Schilderung einer Kindheit, die vom Gefühl der Einsamkeit beherrscht ist. Ähnliche Erzählungen sind aus der psychoanalytischen Behandlung von narzißtischen Persönlichkeiten bekannt. Im Gegensatz zu hysterischen oder zwanghaften Charakteren berichten sie über eine schwer gestörte Kindheit.⁴⁷ Kohut führt das Beispiel eines Patienten an, dessen Erinnerungen in vielen Punkten mit denen Borchardts übereinstimmen.⁴⁸ Entscheidend ist, daß er den Mitteilungen über Kindheitsereignisse und Kindheitsgefühle einen hohen Aussagewert zumißt: »Obwohl diese Ereignisse nicht genetisch bestimmende Faktoren in dem Sinne waren, wie man sie als Erinnerungen oder Rekonstruktionen bei den Übertragungsneurosen findet, waren sie dennoch als frühe Vorläufer der erwachsenen Persönlichkeitsstörung wichtig.«⁴⁹ Auch andere Psychoanalytiker sind offenbar der Auffassung, daß die emotionale Grundsituation der Adoleszenz richtig dargestellt ist, selbst wenn die realen Einzelereignisse durch die Phantasie des erlebenden Kindes und die Imagina-

⁴⁵ Vgl. dazu Kai Kauffmann: Rudolf Borchardts und Walter Benjamins Berliner Kindheiten um 1900. In: Zeitschrift für Germanistik, NF 2 (1998), S. 374–386

⁴⁶ Prosa VI, S. 64f.

⁴⁷ Vgl. Akhtar, Deskriptive Merkmale und Differentialdiagnose der narzißtischen Störung, S. 20.

⁴⁸ Vgl. Kohut, Narzißmus, S. 226.

⁴⁹ Ebd., S. 226.

tion des erinnernden Erwachsenen verzerrt oder verdrängt werden. Je für sich genommen, sind die geschilderten Ereignisse und Gefühle nicht aussagekräftig. Daß, um den wichtigsten Punkt herauszugreifen, Borchardt als Kind grandiose Phantasien hat, ist natürlich nichts besonderes. Doch die Kombination von ähnlich gefärbten Erinnerungen, zu denen Gegenbilder fehlen, und die Redundanz der immer gleichen Strukturen lassen die Interpretation im Sinne des Narzißmus zu. Daran ändert auch nichts, daß hier ein durch die pädagogischen Diskussionen (weniger wohl durch die psychologische Literatur) der Zeit informierter und über alle ästhetischen Techniken der sogenannten ›Nervenkunst‹ verfügender Erzähler seine Erinnerungen stilisiert. Im übrigen ist seine Kontrolle über das Material geringer, als er selbst glaubt, wie charakteristische Widersprüche in der Darstellung der eigenen Person beweisen.

Es entspricht den psychoanalytischen Erklärungsmodellen, daß Borchardt die fehlende Zuwendung seiner Eltern beklagt. Diese hätten die Kinder tagelang allein gelassen und sie auch sprachlich ausgeschlossen: »Die Erwachsenen besprachen vor dem Gesinde und den Kinder private Gegenstände nur russisch, überhaupt trieben wir es für uns alleine, in Hinterzimmern unter Aufsicht einer Erzieherin unsere Mahlzeiten nehmend, lange so fort.«⁵⁰ So wie sie die Kinder nicht auf ihre Reisen mitnehmen, so verweigern sie ihnen den Zutritt zu den Gesellschaften, die in den vorderen Räumen der Wohnung stattfinden: »Wenn wir durch einen Türspalt zu blicken gewagt hatten, so strenge es verboten war, so blendete das Bild blühender Schultern, reicher Frisuren, geschmückter Arme und sternbesetzter Abendanzüge bis in unsere Träume fort. Meine ganze Phantasie war unaufhörlich beschäftigt, mir die Bruchstücke die mir vernehmlich wurden, in märchenhafte Zusammenhänge zu ordnen.«⁵¹ Besonders die Mutter, deren fragmentiertes und auf andere, namenlose Frauen projiziertes Wunschbild hier kurz aufleuchtet, scheint das Bedürfnis nach Nähe nicht erfüllt zu haben. Ihr ›Versagen‹ wird in der Autobiographie durch Todschweigen vergolten. Denn bloß ein einziges Mal, an der soeben zitierten Stelle, wird Rose Borchardt in der Autobiographie als Individuum genannt, was natürlich alles andere als der von Werner Kraft vermutete »Zufall«⁵² ist. Bor-

⁵⁰ Prosa VI, S. 121.

⁵¹ Ebd., S. 122. Eine ähnliche Schilderung findet sich in Walter Benjamins ›Berliner Kindheit um neunzehnhundert‹ (Fassung 1932/33), nur daß dort die Mutter dem Kind gute Nacht sagt, bevor sie in die Gesellschaft entschwindet. Vgl. Walter Benjamin: Gesammelte Schriften. Hg. v. Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a.M. 1972ff., hier: Bd. IV, S. 264–266. Vgl. aber auch Benjamins Vorwurf, als Kind nicht genügend Liebe von seiner Mutter bekommen zu haben, im nicht abgeschickten Brief an Gert und Egon Wissing vom 27. 7. 1932 (zit. in: Willem van Reijen / Herman van Doorn: Aufenthalte und Passagen. Leben und Werk Walter Benjamins. Frankfurt a.M. 2001, S. 14).

⁵² Kraft, Rudolf Borchardt, S. 15.

chardt hat sie mitsamt ihrem ganzen Familienzweig, den Lepkes und Bernsteins, abgespalten und getilgt, eine vielsagende Geste des stummen Hasses und ein öffentlicher Akt der verborgenen Rache, der noch zu ihren Lebzeiten erfolgt. Übrigens ist sie auch von den Geschwistern Philipp und Vera als eine uneinfühlsame Mutter und überhaupt als eine seelen- und geistlose Person geschildert worden, die sich nur für die Mode und das Divertissement interessiert habe.⁵³ Allerdings ist zu bedenken, daß sie in schneller Folge sieben Kinder bekam, womit ihre bereits durch die Gesellschaftsfunktion der Repräsentation eingeschränkte Fähigkeit zu empathischem Familienverhalten weiter beeinträchtigt wurde. Auch sah sie wie viele Frauen der Zeit ihre eigentliche Aufgabe darin, den Mann gegen alles Unangenehme abzuschirmen, das seinen Zorn hätte erregen können. Welche Gründe auch immer den Ausschlag gegeben haben mögen, Borchardt hat ihr jedenfalls schon in dem autobiographischen Gedicht ›Wannsee‹ von 1911, das sich zwischen Konfession und Mystifikation bewegt, die Mütterlichkeit abgesprochen. Dort stehen die an das Neue Testament (Mat. 7, 9) und die ›Elektra‹ des Sophokles (Motiv des Vater-, Mutter- und Kindermordes!) anklingenden Verse »da sonst für Brot / nur Stein um Stein in meine Hände stieß, / Was anderen Mutter war und mir so hieß«,⁵⁴ die sich nicht, wie Kraft glauben wollte,⁵⁵ auf die deutsche Nation beziehen, auch wenn das Verhältnis des Erwachsenen zu Deutschland nach dem Muster des Mutter-Bildes strukturiert ist.⁵⁶ Die Metapher trifft den Mangel an ›narzißtischer Nahrung‹ (Kohut⁵⁷), aus dem sich die Persönlichkeitsstörung entwickelt.

Der Vater, der unbeschränkt über die Familie herrschte, hat diesen Mangel nicht ausgleichen können. Die Autobiographie, die eine indirekte Wiederannäherung und posthume Liebeserklärung an den Vater ist,⁵⁸ zeichnet das Porträt einer gespaltenen Persönlichkeit, die ihre weichen und zarten, offenen und frei-

⁵³ Die als Typoskript überlieferten Lebenserinnerungen von Philipp Borchardt und Vera Rosenberg, geb. Borchardt, befinden sich im Familienbesitz. Eine Publikation von Auszügen in der Schriftenreihe der Rudolf Borchardt-Gesellschaft ist geplant. Ich danke für das Recht, auf sie gelegentlich verweisen zu dürfen.

⁵⁴ Gedichte, S. 227. Die Elektra des Sophokles spricht bei ihrem ersten Auftritt zum Chor: »Und seh – das Äußerste von alledem an Frechheit! / Den eigenhändigen Mörder uns im Bett des Vaters / Mit der elenden Mutter – wenn denn ›Mutter‹ / Man die soll nennen, die mit dem zusammenschläft!« (V. 271–274). Und in der Wiedererkennungsszene mit Orest ruft sie aus: »Mutter heißt sie! Doch einer Mutter handelt sie nicht gleich« (V. 1194). Zit. nach: Sophokles: Elektra. Übersetzung u. Nachwort v. Wolfgang Schadewaldt. Stuttgart 1969, S. 14 u. S. 54.

⁵⁵ Kraft, Rudolf Borchardt, S. 45: »[S]o ist es ganz unmöglich, daß er in diesem Verse seine lebende Mutter gemeint hätte [...]. Man braucht es auch darum nicht anzunehmen, weil sich mühelos die Deutung einstellt, daß, was ihm nur Mutter hieß, eben: *Deutschland* gewesen ist.«

⁵⁶ Vgl. dazu S. 80 dieses Buches.

⁵⁷ Vgl. Kohut, Narzißmus, S. 329.

⁵⁸ Vgl. S. 398–401 dieses Buches.

en Eigenschaften unter dem Druck der Berufsgeschäfte und Zeitumstände »verdrängt« – wie Borchardt selbst mit dem »Modewort« der Psychoanalyse sagt – und durch die gegenteiligen Züge eines modernen »Herrenmenschen« ersetzt hat.⁵⁹ Das Schicksal des Vaters, den die Kinder als einen »groß aufgebauten, dröhnend schreitenden, dröhnend sprechenden, tiefernten, ja bitterstrenge«⁶⁰ Mann fürchten und zugleich bewundern,⁶¹ sei gewesen, daß er »einen Menschen in sich abgetötet und einen neuen erzwungen hatte, – halb abgetötet und halb erzwungen, wie das zu gehen pflegt, und daß aus dieser gewaltsamen Selbstbehandlung eine disharmonische Natur hervorgegangen war, halb eine dramatische, aus der herrschenden und der erstickten Stimme gebildet, halb eine durchaus gewalttätige, da die Vergewaltigung des eigenen Ich naturgemäß nicht an der eigenen Grenze stehenbleibt, sondern über sie hinaus mit allen natürlichen Faktoren die sie auf ihrem Wege findet weiter anbinden muß, um sich in eine Art unharmonische Harmonie mit ihnen zu setzen«.⁶² Der junge Borchardt wünscht vergeblich einen Vater, der sich – anstelle der Mutter – liebevoll über das Bett des Kindes beugt und später stolzerfüllt den Weg des Jugendlichen begleitet, bis dieser als Mann gleichberechtigt neben ihm stehen kann.⁶³ Und tatsächlich muß es kurze Augenblicke gegeben haben, in denen der Vater die Maske der Strenge und Härte fallen und Liebe und Stolz durchblicken ließ. Noch der Schreiber der Autobiographie, der bekennet, er habe sein Leben lang im widersätzlichsten Kampf gegen den Vater gestanden und nichts getan »außer darum weil er wollte daß ich das Gegenteil täte und würde«,⁶⁴ versucht sich mit ihm zu identifizieren und – gegen die Mutter – zu verbünden, ein Akt nachgetragener Liebe.

In der psychoanalytischen Literatur findet sich der Hinweis, daß narzißtische Persönlichkeiten häufig die erstgeborenen in der Reihe von mehreren, in kurzen Abständen aufeinander folgenden Geschwistern sind.⁶⁵ Das dürfte vor allem damit zu erklären sein, daß einerseits auf den Erstgeborenen besondere Erwartungen der Eltern liegen, andererseits die ihnen zukommende Aufmerksamkeit nach der Geburt von Geschwistern geringer wird. Nun ist Borchardt zwar nicht das erste Kind, aber doch der älteste Sohn, mithin der Stammhalter der Familie. Wie in früheren Briefen,⁶⁶ so ist auch in der Autobiographie sein

⁵⁹ Prosa VI, S. 94.

⁶⁰ Ebd., S. 69.

⁶¹ Vgl. ebd., S. 96f.

⁶² Ebd., S. 93.

⁶³ Vgl. ebd., S. 92.

⁶⁴ Ebd., S. 93.

⁶⁵ Vgl. Akhtar, Deskriptive Merkmale und Differentialdiagnose der narzißtischen Störung, S. 24; Kohut, Narzißismus, S. 138, S. 282 u. S. 289.

⁶⁶ Brief an Friedrich Wolters vom 17. 10. 1906: »Es ist zwar immer noch, so lange ich in der Heimat die Stelle die mir zukommt nicht einnehmen kann, Exil die einzige mögli-

Gefühl artikuliert, als ältester Sohn nicht angemessen behandelt zu werden, verknüpft mit dem Neid auf die von der Mutter herausgeputzten Schwestern: »Die Schwestern waren als Mädchen zierlich und frisch gekleidet und gehalten, auf mich meinte ich würde nichts verwandt, und ich haßte meine verwaschenen und lieblos eben gerade aufs Passende und Unzerlöcherter hergerichteten Anzüge. Vor Trotz und zorniger Kränkung weinend, die Fäuste in die Augen gepreßt, sehe ich mich aus dem dunklen Hausgange widerstrebend von einer lachenden und strafenden Erzieherin ins Freie gezerrt und grollend phantastische Rachepläne brütend neben den anderen das Pflaster stampfend [...].«⁶⁷ Besonders die älteste Tochter Else, die von Philipp und Vera als Ebenbild der Mutter geschildert wird, ist wohl bevorzugt worden. Die Eltern scheinen aber doch die besonderen Talente ihres Sohnes im gesellschaftlichen Rahmen herausgestellt und sich selbst mit seinem Erfolg beim Publikum geschmückt zu haben. Borchardt erinnert sich, daß er schon früh dazu aufgefordert worden sei, Gedichte vor Verwandten und Bekannten zu deklamieren, womit er Rührung und Bewunderung geerntet habe;⁶⁸ vor allem der in der Freizeit passioniert lesende und amateurhaft dichtende Vater wird diese Darbietungen des Sohnes initiiert und honoriert haben. Freilich erinnert sich Borchardt auch an die Ohrfeige, die er von seiner Großmutter Emilie während einer Kutschfahrt durch den Tiergarten erhielt, als er mit »kindischer Selbstgefälligkeit« bemerkte, sie habe sich letztlich so darüber gefreut, daß er eine poetische Neigung zur Natur verspüre.

che Daseinsform für mich und wird es fürs erste bleiben. Aber es ist mir und mächtigen Fürsprechern gelungen, meiner Familie deutlicher als bisher zu machen, was einem ältesten Sohne wie mir zusteht. Als Ergebnis dieser Verhandlungen, zu deren Erfolge die unerwartet grosse Wirkung des Joram viel beigetragen hat, hat sich ein Übereinkommen lassen, das endlich ein quälendes Missverhältnis zwischen meiner Art und meinen Grenzen aufhebt, und mich für immer in Stand setzt, herrschaftlich zu existieren.« (Briefe 1895–1906, S. 435f.) Die von der Familie gewährte Unterstützung für das »herrschaftliche« Leben in Italien, mit dem Borchardt im folgenden prahlt, wurde nach dem Tod des Vaters verringert. Vgl. dazu die Briefe der Jahre 1910/11, in denen Borchardt gegenüber seiner Mutter den Anspruch auf das ihm zustehende Erbteil anmeldet und dabei auf seine besondere Stellung in der Familie hinweist, der er auch als einziger einen Namen in der Kultur gemacht habe. Vgl. bes. Brief an Rose Borchardt vom 30. I. 1911, in: Briefe 1907–1913, S. 333–351. Der Brief endet mit den Worten: »Stärkeren Familiensinn als ich, ein herzlicheres Gemeinschafts und Zusammenhangsgefühl, ein tätigeres Interesse am Leben jedes Angehörigen hat wie Du sehr wol weisst keins Deiner Kinder. Aber Wunden die mich an dieser Stelle treffen, der einzigen weichgebliebenen an meinem hartgewordenen Leibe, sind unheilbar, wenn nicht zu einer schleunigen Amputation geschritten wird von der es heisst ›reiss es aus und wirf es von Dir‹. [...] Handelst Du an mir als Rudolf Borchardts Mutter so wirst Du nicht bereuen, Deinen Sohn wiedergewonnen zu haben. Aber beharre auf der Art wie Du mir heut bezeugst und Du bezeugst mir dass Du den Gedanken erträgst, ihn wiederzuverlieren.« (S. 351.)

⁶⁷ Prosa VI, S. 68.

⁶⁸ Vgl. ebd., S. 98.

Zwar behauptet der Erzähler, diese »erste Lektion in praktischer Demut«, die er »schwerlich je vergessen«⁶⁹ könne, habe ihn von der oberflächlichen Eitelkeit geheilt; aber gleichzeitig berichtet er, daß sie das Kind mit tiefer Scham erfüllte: Bei der nächsten Deklamation im Kreise von Verwandten blieb ihm die Stimme weg. Ausgerechnet die idealisierte Großmutter hat ihm eine empfindliche Niederlage in dem einzigen Gebiet beigebracht, in dem es sein Selbstwertgefühl zu erhöhen vermochte.⁷⁰ Trotzdem oder gerade deshalb ist sie von Borchardt schon in dem 1904 geschriebenen Prosatext ›In Memoriam‹ zur familiären Patronin seiner vom kindischen Narzißmus befreiten Dichtung erhoben worden.⁷¹

In dieser Weise könnte man fortfahren, aus den Kindheitserinnerungen der Autobiographie die sozialpsychologischen Situationen zu rekonstruieren, die die Entwicklung der narzißtischen Persönlichkeit Borchardts wenn nicht verursacht, so doch vorangetrieben haben. Es handelt sich um eine klassische Fallgeschichte. Man versteht ohne weiteres, warum das Kind, das bei den gehäßten Tiergarten-Spaziergängen mit den Schwestern und ihren Erzieherinnen einsame Reiter- und Ritterspiele treibt,⁷² »keinen Freund [...], keinen Gespielen, keinen Kameraden«⁷³ an sich heranläßt. Im »Gefühl des Ausgenommenseins«⁷⁴ schließt er sich in seiner eigenen Phantasiewelt ein, die aus Büchern gespeist ist. Der junge Borchardt, der früh das Lesen gelernt hat, zieht sich am liebsten in die Zauberwelt der Sagen und Märchen zurück.⁷⁵ Er sei, so berichtet der Erzähler an mehreren Stellen, jahrelang von dem Gedanken besessen gewesen, als einsamer Held in wüsten Ländern herumzuziehen und schöne Prinzessinen aus der Herrschaft von schrecklichen Tyrannen zu befreien.⁷⁶ Als der inzwischen achtjährige Knabe für einige Wochen der Sommerferien von seinen Eltern mit der alten Haushälterin und einem studentischen Erzieher allein gelassen wird, macht er sich zum Herren der verwaisten Wohnung. In den ansonsten verbotenen »Staatsräumen« belebt er die Gestalten der Gemälde, Teppiche und Tapeten, inkrustierten Möbel und bemalten Porzellane mit seiner Phantasie:

Ich vergrößerte mir und verkleinerte mir, was und wie ich wollte, ich betrat den Raum der Bilder an den Wänden und zog ihre Gestalten zu mir herab. Es hätte ein sehr lustiges Spiel sein können: es war, wie es einmal war, nicht geradezu ein trauriges; aber es

⁶⁹ Ebd., S. 99.

⁷⁰ Laut Kohut, Narzißmus, S. 264, sind derartige Erinnerungen typisch: »Sie beziehen sich oft auf Situationen, in denen die Erwachsenen nicht auf die legitime Erwartung des Kindes nach zustimmender Aufmerksamkeit eingegangen waren, sondern in denen das Kind gerade in dem Augenblick klein und lächerlich gemacht worden war, als es sich besonders stolz zur Schau stellen wollte.«

⁷¹ Vgl. S. 1f. und S. 389–391 dieses Buches.

⁷² Vgl. Prosa VI, S. 68f.

⁷³ Ebd., S. 100.

⁷⁴ Ebd., S. 132.

⁷⁵ Vgl. ebd., S. 67f.

⁷⁶ Vgl. ebd., S. 70f.

hatte die sonderbare Voraussetzung, und verstärkte sie immer mehr, daß ich allein auf der Welt sei, so allein wie Robinson, fast so wie der Kaspar Hauser der seine Eltern nicht kannte, und den eines meiner Bücher mir zugemittelt hatte, – es hieß ›berühmte Kinder‹ und darin stand er neben dem Kardinal Mezzofanti, der alle Sprachen der Erde als Kind zu lernen begonnen hatte. [...] Das Kind das statt mit seines Gleichen mit sich selber spielt und seine stummen Umgebungen zu seinen Gespielen und Dienern belebt, das gleichzeitig keinen Ältern neben sich hat, vielmehr diesen, da es ihn nicht entbehren kann, aus sich selber supplieren muß, verwandelt sich wol oder übel in einen kleinen Demiurgen, mit dem die Welt neu anhebt. Etwas von diesem dumpfen Gefühle weiß ich noch in mir lebendig wenn ich mir die Reden zu vergegenwärtigen suche, mit denen ich in jenen halbverschatteten Räumen mir selber in zehnerlei Rollen Ratschläge gab, Trost zusprach, Aufgaben stellte, Sprachen beizubringen versuchte und was derlei mehr ist: indes ich gleichwol ich selber blieb, und den mineralisch bunten Stieglitz an der schwarzen Ebenholztür und den Meißner Papageien im durchbrochenen Porzellankäfig nah zu einander bringend beiden aufs kindisch zutraulichste die Freiheit versprach sobald nur auch mir, der ich gefangen und versteinert und geflügelt sei wie sie, das Tor der Verzauberung sich aufgetan hätte und die Freiheit sich erschlossen.⁷⁷

Dieser Selbstanalyse muß nichts hinzugefügt werden. Ausdrücklich bezeichnet Borchardt die damaligen Phantasiespiele als Urszene des späteren Dichtertums: »Zum ersten Male im Leben erfuhr ich an mir die Notwendigkeit, dasjenige was mir widerfahren wollte, in einen Zusammenhang mit mir selber zu bringen, unwiderstehlich. Alles in mir war in eine Tätigkeit besonderer Art versetzt, spann, verband, verwandelte, schaltete aus, belebte, übersah.«⁷⁸ Das ist eine Vorausdeutung auf die dichterische Berufung zur ›schöpferischen Restauration‹. Gustav Seibt hat in dem Bild des einsamen Kindes, das in den verlassenen Prunkräumen der elterlichen Wohnung spielt, eine Allegorie des späteren Schriftstellers gesehen, der »sich seine Bezugspunkte in einem Geisterreich, unter Toten suchte, dessen Stimme donnerte und dessen Wohnsitz ferne Berge in der Fremde waren«.⁷⁹

Was in der ausgedehnten Schilderung der Phantasiespiele, die sich um die Balance der existentiellen Inhalte durch die ästhetische Form bemüht und dazu auf die träumerische Bildersprache von Hofmannsthals Prosa (›Tausendund-eine Nacht‹) statt auf das herrische Idiom von Georges Gedichten (›Kindliches Königtum‹) zurückgreift, noch schön und rein anmutet, bekommt in der anschließenden Passage einen gegenteiligen Charakter. Borchardt erzählt nämlich, wie der Knabe seinen Erzieher, der sich nur um das eigene Kneipenvergnügen und Liebesglück kümmerte, in einem Brief an den Vater angeklagt hat. Mit der Macht der Sprache, über die er im Unterschied zu der eigentlich für die Aufsicht zuständige Haushälterin verfügt, werden die Missetaten des Studenten

⁷⁷ Ebd., S. 138f.

⁷⁸ Ebd., S. 138.

⁷⁹ Gustav Seibt: Nachwort. In: Rudolf Borchardts Leben von ihm selbst erzählt. Frankfurt a.M. 2002, S. 147–166. Hier: S. 152.

herausgestrichen und eine Bestrafung gefordert. Psychologisch interpretiert, verlagert der Knabe das mit den Glücksgefühlen der Freiheit verbundene Schuldgefühl, den Befehlen des Vaters nicht gefolgt zu sein, auf die Person des Hauslehrers; andererseits verbündet er sich mit der Strafinstanz, dem »Hochgericht«⁸⁰ des Vaters, den er als Werkzeug seiner eigenen, ebenfalls auf den Studenten umgelenkten Haßgefühle und Rachewünsche benutzt. Er mißbraucht die Macht der Sprache, um seine narzißtischen Bedürfnisse zu befriedigen, die zum Teil aggressiver⁸¹ – oder, wie Psychoanalytiker an dieser Stelle sagen würden, sadistischer – Art sind. Das führt beim Schreiben des Briefes wieder zu einem schlechten Gewissen:

Ich wurde ein unbestimmtes Gefühl leiser Reue bei dieser Abfassung nicht los, denn ich schrieb mich wider Willen in eine verbale Heftigkeit hinein, die meinem wirklichen Gefühle ganz fremd war: ich hatte im Grunde nichts gegen den langen Burschen, der bis auf seine Indolenz und Fahrlässigkeit mir nichts angetan hatte und den ich gerade für diese, die mich ganz mir selber überließ, im Stillen gesegnet hatte. Und als die Alte, nach Verlesung des gesamten Schriftstückes, mit den gefalteten Händen tiefer Erbauung dasaß und den Kopf wiegte, erlebte ich achtjährig, im schlechten Gewissen des Autors und im Rausche des eigentlich doch betrogenen Publikums, zum ersten Male die typische Grundsituation aller Literatur, ein Erlebnis, das wie alle moralischen Erfahrung der ersten Kindheit [...] seine Spur in der Seele ließ, auch wenn es nie geäußert wurde.⁸²

Man wird gegen den Kommentar des Erzählers, der kurz danach zur Beruhigung seines Gewissens mitteilt, der Hauserzieher habe die Entlassung durch den Vater nicht tragisch genommen (während das Kind durch die anschließende Verbannung aus der Familie für das ganze Leben geschädigt worden sei), einzig einwenden, daß die Verallgemeinerung die spezifische Grundsituation der eigenen, narzißtisch strukturierten Literatur verdeckt. Bezeichnend ist auch der Widerspruch zu einer anderen Stelle in der Autobiographie, an der behauptet wird, »die dichterische Erfindung die mir verliehen ist, hat immer nur durch Liebe zur Gestalt gedrängt, nie durch Selbstliebe zum Phantom oder durch Rache zum Zerrbilde«.⁸³ Das Dementi enthüllt wider Willen ein Hauptproblem von Borchardts Projektionen.

⁸⁰ Prosa VI, S. 135.

⁸¹ Wenn Borchardt in der Autobiographie mitteilt, er habe sich nach der Verstoßung durch die Eltern als »Kind unbekannter Geburt und unbekannten Schicksals« gefühlt (ebd., S. 160), dann hat dies auch eine aggressive Komponente. Im »Brief an den Verleger« (ebd., S. 20f.) teilt er mit, er habe sich oft mit einem Jüngling verglichen, der weit entfernt von seiner zahlreichen Familie vereinsamenden Gedanken nachhänge, und schildert danach in der Art einer »Novelle« die Vernichtungsphantasie, daß bei einem großen Fest, an dem er selbst nicht habe teilnehmen können oder wollen, die ganze Sippe mit einem Schlag in den Untergang gerissen worden sei.

⁸² Ebd., S. 153.

⁸³ Ebd., S. 108.

Die beiden Szenen veranschaulichen das positive und das negative Potential seiner narzißtischen Phantasie, die Kraft der Belebung und die Kraft der Zerstörung: »Hier war meine Liebe, dort begann ich, fast ohne das Wort zu kennen, zu hassen, weil ich mich schämte fürchten zu müssen.«⁸⁴ Wichtig ist eine weitere Bestimmung, die für die eine wie die andere Seite gilt. Borchardt braucht vorstrukturierte Objekte, die er konstruktiv oder destruktiv verwandeln kann. Im Zusammenhang mit dem Zeichenunterricht der Kindheit berichtet der Erzähler, ihm sei vorgeworfen worden, daß er sich auf das detailgenaue »Illuminieren fertiger Bilder und Umrisse« beschränke, statt frei zu zeichnen und locker zu aquarellieren; und er merkt dazu an: »Jene besondere Art kindlicher Phantasie, die einem Ausdrucksbedürfnisse an sich, wenn es auch nur einen einzigen vorschwebenden Zug energisch durchsetzt, alles Vollendete aus sich selber leiht, war nicht die meine.«⁸⁵ Tatsächlich ist es ein Charakteristikum seiner gesamten Schriftstellerei, daß er ohne Vorlagen nicht arbeiten kann. So wie er als Dichter und Übersetzer auf die Tradition angewiesen ist, so benötigt er als Kulturkritiker und Kulturpolitiker die Geschichte. Das »Ich« konsumiert gewissermaßen die vorgefundenen Materialien und transformiert sie in eigene Produkte. Auf diese Weise wird einerseits das Bedürfnis nach Selbstbetätigung und Selbstbestätigung gestillt, andererseits das ständig vom Gefühl der inneren Leere und Labilität bedrohte »Ich« durch die äußere »Welt« erfüllt und gehalten. Das Subjekt kommt ohne die Objekte nicht aus, auch wenn diese fortgesetzt umgewandelt und entwertet werden. Borchardts besondere Neigung und Befähigung zum kulturgeschichtlichen Essay, der bereits gestaltetes Material reflexiv und projektiv umformt, entspringt aus der narzißtischen Art seiner Phantasie. Umgekehrt läßt sich daraus auch das Unvermögen erklären, eigenständige Figuren zu erfinden und plastisch auszubilden, das in den Dramen und Erzählungen am deutlichsten hervortritt. Diese Überlegungen sollen an anderer Stelle weitergeführt werden.⁸⁶

In diesem Abschnitt reicht es, wenn durch die bisherige Lektüre der Autobiographie nicht nur die Genese von Borchardts narzißtischer Persönlichkeit, sondern auch der Charakter und die Funktion der phantasmagorischen Produktion evident geworden sein sollten. Die Erinnerungen an die Schulsituation im Französischen Gymnasium bringen strukturell nichts Neues mehr. Borchardt erzählt, daß er weder mit dem Unterrichtstil der Lehrer, die auf die Bedürfnisse sensibler Kinder keine Rücksicht nahmen, noch mit dem Sozialverhalten der aus Aufsteiger-Familien stammenden Mitschüler zurechtkam. Diese

⁸⁴ Ebd., S. 160.

⁸⁵ Ebd., S. 141.

⁸⁶ Vgl. den Abschnitt zu Borchardts »Inszenierung der Kulturgeschichte« (bes. S. 58–79 dieser Einleitung). Der eigentlich geplante Abschnitt zu seinem Stil des essayistischen Schreibens entfällt, soll aber demnächst durch einen eigenen Aufsatz ersetzt werden (vgl. Anm. 237 auf S. 79).

hätten sich mit ihrer Gewitzheit in den Vordergrund gespielt, während er in seinen Leistungen immer mehr nachgelassen habe und schließlich in die hintersten Reihen der Klasse abgerutscht sei: »Entsetzt, enttäuscht, außer sich bis zum Wütenden, sahen die Erwachsenen dieser kläglichen Niederlage zu, während ich selber in dem Gefühle, von lauter Feinden umgeben zu sein, mich hilflos und kindlich verstockte.«⁸⁷ Schließlich habe er die Quarta-Versetzung nicht geschafft und sei vom Französischen Gymnasium genommen worden. Interessanterweise gibt es aus dem Familienkreis der Borchardts eine andere Version der Schulgeschichte. Die Schwester Vera erzählt in ihren 1941 geschriebenen Lebenserinnerungen:

Seine Laufbahn im franz. Gymnasium hat wohl wenig mehr als ein Jahr gedauert. Ich selbst war damals etwa drei Jahre alt und weiss über die Vorgänge dieser Jahre natürlich nur aus Familienlegenden zu berichten. Es scheint, dass Eltern und Schule vor Allem an seinem Hang zum »Fabulieren« Anstoss nahmen. Man ist heute in Bezug auf Kinderpsychologie klüger und infolgedessen nachsichtiger gegen ein phantasiebegabtes Kind und würde die Tatsache, dass ein achtjähriger Knabe seinen Kameraden erzählt, der König von Siam habe seinem Onkel ein goldenes Lineal geschenkt, nicht als Beweis moralischer Verworfenheit betrachten. Diese schreckliche Moritat war nach der Familienüberlieferung der Grund für Rudolfs Entfernung aus der Schule und damit aus dem Elternhaus.⁸⁸

Zu der Legende paßt, daß in der Autobiographie der Neid des Kindes auf Mitschüler durchscheint, die mit der Üppigkeit ihrer Elternhäuser prahlten.⁸⁹ Was auch immer den Ausschlag gegeben haben mag, das furchtbare Ende der Schulgeschichte war jedenfalls, daß Borchardt von seinen Eltern in die »pädagogische Provinz« nach Marienburg und später Wesel abgeschoben wurde. Der letzte Satz der Autobiographie, der den Kreis zum ersten schließt, teilt mit, wie Borchardt auf diese »Opferung« und »Entwürdigung«⁹⁰ reagierte. Er habe sich eingekapselt, ohne über sein Leid in den Briefen an die Eltern zu klagen, »weil ich, verstoßen wie ich mich deuchte, auch verstoßen sein wollte und eine Verschlossenheit sich in mir aufrichten fühlte, die den Charakter der Zuflucht hatte und eben darum niemanden in sich einließ«.⁹¹ Die narzißtischen Strukturen, die in der frühen Kindheit angelegt worden waren, verhärteten sich während der Jugend so weit, daß Borchardts ganzes Leben durch sie bestimmt wird.

⁸⁷ Prosa VI, S. 106.

⁸⁸ Typoskript im Besitz der Familie Borchardt. Ich danke für die Erlaubnis der Zitierung. Mit dem erwähnten Onkel ist vielleicht der Großonkel Dr. Ludwig Borchardt gemeint, der in England als Arzt der höheren Gesellschaft praktizierte und, wenn er auf Urlaubsreisen nach Deutschland kam, mit dem aufwendigen Lebensstil seiner Familie die Berliner Verwandten beeindruckte. Zu seiner Schilderung in der Autobiographie vgl. S. 396–398 dieses Buches.

⁸⁹ Vgl. Prosa VI, S. 102f. u. S. 118–121.

⁹⁰ Vgl. ebd., S. 160.

⁹¹ Ebd., S. 176.

Es ist weiter oben erwähnt worden, daß die Autobiographie sich nicht darauf beschränkt, die Erinnerungen der eigenen Lebensgeschichte zu schildern, vielmehr diese im Rahmen der allgemeinen Kulturgeschichte deutet. Dies gilt sowohl für den Bereich der Familie wie für den der Schule. Um aus den »Schatten eines etwa mir besonders widerfahrenden Unrechtes, durch Aufklärung über ein Allgemeines, fortzurücken«, verknüpft Borchardt die Gefühlserlebnisse des Kindes mit dem Geschichtswissen des Erwachsenen. Denn sein Fall sei, historisch betrachtet, »nur der gewöhnlichste« gewesen:

Wer auf die Erziehungs-Gewohnheiten schon dieses Zeitraumes nach den Moden schließen wollte, die ein Jahr später durch die Schriftstellerei einer gewissen weichlichen Aufgeregten aus dem Norden bei uns allgemein wurde – unter dem Namen des ›Jahrhunderts des Kindes‹ als jene Elternpest ausbrechend, die manchen heutigen Menschen so augenscheinlich um den Vorteil herber Mutterliebe und väterlicher Ironie gebracht hat: der würde allerdings Mühe haben, sich darüber zu belehren, in welchem Maße Ende der achtziger Jahre in den Großstadthäusern der höheren Stände Deutschlands, ein Kind, ein Sohn, noch eine bloße Sache sein konnte, mit der kurz und unwiderruflich geschaltet wurde, – eingeschaltet, ausgeschaltet, umgeschaltet, rückgeschaltet – ohne Gründe, ohne Erklärungen, und doch darum nicht eigentlich rücksichtslos, weil ein höheres Recht des so verwalteten Wesens, über das man sich also hinweggesetzt hätte, nirgend auch nur ungeschrieben verzeichnet stand. Zugleich aber müßte das Urteil sich davor hüten, das Spielfeld dieses erzieherischen Absolutismus durchweg mit Figuren des heutigen Tages besetzt gegen einen Hintergrund wie den heutigen zu stellen, denn es wurde durch einen gesellschaftlichen Zustand gerechtfertigt, den Deutschland bald auch nicht mehr als Ausnahme wird kennen können. [...] Die Welt der Geschäfte, für die Väter, die der Gesellschaft für die Frauen, sah nicht eben ganz wie heute aus, und war nicht in das Belieben dort der bloßen Gewinn-sucht, hier der bloßen Vergnügungssucht gestellt, sondern für beide an einen Ehrgeiz allgemeiner Art geknüpft [...].⁹²

Es ist in psychologischer Hinsicht aufschlußreich, daß Borchardt das kindliche Leid, dessen egozentrische Vorführung auch schambesetzt ist, historisch relativiert und die elterliche Gewalt national legitimiert, ja sogar, mütterliche Herbe (eigentlich: Lieblosigkeit) und väterliche Ironie (eigentlich: Verständnislosigkeit) als Erziehungsmittel preisend, die von Ellen Key, der Autorin des Buches ›Das Jahrhundert des Kindes‹ (1900, dt. 1902!), und den anderen Reformpädagoginnen verweichlichte und verweiblichte Jugend von heute angreift, obwohl oder, richtiger, gerade weil seine kulturkritischen Gedanken dieselbe Linie verfolgen. Darüber hinaus verdient seine Analyse jedoch als Beitrag zur Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts Beachtung. Sie wird im wesentlichen durch die heutige Forschung zu Kindheit, Jugend, Familie, Schule und Großstadt im Wilhelminischen Kaiserreich bestätigt.⁹³

⁹² Ebd., S. 161f. Borchardt meint mit dem ›Ehrgeiz allgemeiner Art‹ den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufbau Deutschlands zum Weltstaat und Berlins zur Weltstadt, der durch die Reichsgründung von 1871 nötig geworden sei.

⁹³ Zur Einführung vgl.: Christa Berg (Hg.): Handbuch der deutschen Bildungsgeschich-

Richtig ist, daß besonders in den großbürgerlichen Familien die Kinder emotional vernachlässigt wurden, da sich die Väter um die Berufsgeschäfte kümmerten, während die Mütter das Gesellschaftsleben organisierten. Die Verlagerung der Kindheit aus dem öffentlichen Raum der Straße in den privaten der eigenen Wohnung, wo die Kinder der Bourgeoisie, ähnlich wie auf den streng behüteten Spaziergängen durch die Parks, nicht mit ihren Altersgenossen aus anderen Schichten zusammenkamen, führte zusätzlich zu einer sozialen Isolation. Dies wirkte sich spätestens dann verhängnisvoll aus, wenn die Heranwachsenden, die im Grundschulalter noch von Privatlehrern unterrichtet wurden, auf dem Gymnasium mit ganz anderen Unterrichtsformen und Gesellschaftsgruppen konfrontiert wurden. Das preußische Gymnasium der achtziger Jahre, das Borchardts Autobiographie in einem langen Exkurs beschreibt,⁹⁴ glich insofern einer Gemeinschaftsschule, als die mittleren und höheren Bildungswege noch nicht geteilt waren: Schüler, die das Gymnasium vor dem Abitur verlassen und eine staatlich kontrollierte Berufskarriere, sei es als Gärtner oder Landwirt, Postgehilfe oder Steuerbeamter, Landmesser oder Zahnarzt, einschlagen wollten, saßen mit anderen zusammen, die nach der Reifeprüfung ein Universitätsstudium anstrebten.⁹⁵ Viele der großbürgerlichen Kinder, die die hochgespannten Bildungswünsche und Leistungsziele ihrer Eltern verinnerlicht hatten, scheiterten in dieser für sie völlig ungewohnten Situation und fielen bei Versetzungen durch. Die enttäuschten Eltern suchten dann nach Alternativen. Neben der Lösung, die im Falle Borchardts gewählt wurde, gab es auch die Möglichkeit, die Kinder auf ein Internat oder eine Kadettenanstalt zu geben. Die gegen Ende des 19. Jahrhundert aufkommende Reformpädagogik war nicht zuletzt eine Antwort auf diese schichtspezifischen Probleme, und tatsächlich sind die in ihrem Geist gegründeten »freien Schulen« zum Sammelbecken von gescheiterten Gymnasiasten aus dem Großbürgertum geworden.

Borchardt sagt also mit Recht, daß er kein Ausnahmefall gewesen sei. Und er ist ja auch bei weitem nicht der einzige, der entsprechende Kindheits- und Jugenderfahrungen literarisch und historisch beschrieben hat. Bereits vor der Jahrhundertwende melden sich in den kulturellen Diskussionen die Vertreter der »Jugend« zu Wort, die auf die seelischen Verletzungen ihrer Generation in der als »Übergang« begriffenen Zeit nach der Reichsgründung hinweisen. Das

te. Bd. 4: 1870–1914. Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges. München 1991. Vgl. ferner: Ulrich Herrmann / Susanne Renftle / Lutz Roth (Hg.): Bibliographie zur Geschichte der Kindheit, Jugend und Familie. München 1986.

⁹⁴ Vgl. Prosa VI, S. 108–118.

⁹⁵ Vgl. dazu den von James C. Albisetti und Peter Lundgreen verfaßten Abschnitt »Höhere Knabenschulen« in: Berg, Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, S. 228–278. Vgl. bes. ebd., S. 272, die Tabelle der »Berechtigungen niederen Grades«, die für bestimmte Berufskarrieren nötig waren.

Lebensgefühl, einer ›zerrissenen Generation‹ anzugehören, die ihre seelische Gesundheit in einer neuen geistigen Identität finden muß, ist ein Topos der damaligen Kulturkritik. Retrospektiv wird es in den Autobiographien und Memoiren geschildert, die vermehrt seit den zwanziger Jahren erscheinen. Wenn man Walter Benjamin anführt, dessen Anfang der dreißiger Jahre begonnene Prosasammlung ›Berliner Kindheit um neunzehnhundert‹ der Bilder habhaft zu werden sucht, in denen »die Erfahrung der Großstadt in einem Kinde der Bürgerklasse sich niederschlägt«,⁹⁶ so ist allerdings zu bedenken, daß er sowohl vom Jahrgang als auch vom Kulturbewußtsein her schon zur nächsten Generation zählt.

Die Frage drängt sich auf, ob die ähnliche Sozialisation von ›Kindern der Bürgerklasse‹ auch zu einer signifikanten Häufung von narzißtischen Charakteren in Borchardts Generation geführt hat. Eine Antwort, die besser begründet wäre als die von Breuer in den Raum gestellte Generalthese zum ›ästhetischen Fundamentalismus‹, setzte eine Untersuchung voraus, die zahlreiche Fallgeschichten miteinander vergliche. Ohne eine solche Analyse ist es fahrlässig, von mehr als gewissen Dispositionen zu reden, die die Genese von narzißtischen Charakteren begünstigt haben könnten. Damit soll keineswegs bestritten werden, daß es eine Clusterbildung von ähnlichen Persönlichkeitsstrukturen gab, ohne die das in der Literatur bezeugte, wenn nicht erzeugte Gemeinschaftsgefühl der ›zerrissenen Generation‹ nicht hätte entstehen können. Doch schon der Breuersche Versuch, die Dichter und Künstler des Fin de Siècle als ein Kollektiv narzißtisch geprägter Männer zu begreifen, ist fast ebenso problematisch wie der Topos der hysterischen Frauen, von dem Klischee des ›zwanghaften Charakters‹ aller Deutschen im Wilhelminismus ganz zu schweigen. Meine Arbeit, die um das genaue Verständnis eines Autors bemüht ist, braucht sich auf das Glatteis einer solchen Kulturpsychologie nicht zu begeben. Sie will und kann nicht überprüfen, wie weit die in Borchardts Fall gut abgesicherte Diagnose Narzißmus auf eine ganze, nicht im einzelnen erfaßte Generation zutrifft. Für sie ist die Frage sinnvoller, warum Borchardt in der Autobiographie sein individuelles Schicksal so eng mit der kulturellen Tragödie der deutschen Nation verknüpft. Wieso stellt er zunächst seine Einzigartigkeit heraus und ordnet sich dann (scheinbar) der Allgemeinheit unter? Mit dieser Frage nähert man sich einer für Borchardts Leben und Werk zentralen Denkfigur, in der sein kindlicher und jugendlicher Narzißmus aufgehoben, das heißt auf das höhere Niveau der Selbstinszenierung in der Nationalgeschichte transponiert ist.

⁹⁶ Benjamin, Gesammelte Schriften, Bd. VII, S. 385.

2.3. Die Identitätskrise der Studienzeit und die Selbsterwählung zum Dichter-Seher der deutschen Nation

Borchardt hat seinen Lebensweg nach der Gymnasialzeit bereits im ›Brief an den Verleger‹ von 1906 und noch einmal im sogenannten ›Eranos-Brief‹ von 1924 beschrieben, wobei auch dargestellt wird, wie er das eigene ›Bildungsproblem‹ stellvertretend für die junge Generation löst. Da der ›Brief an den Verleger‹ im ersten Kapitel dieser Arbeit ausführlich interpretiert wird, beschränke ich mich hier auf eine knappe Zusammenfassung und kurze Kommentierung des Werdegangs; dennoch wird es zu gewissen Redundanzen kommen.

Nach Borchardts Schilderung hat er das Gefühl der Einsamkeit, das ihn in der Marienburger und Weseler Gymnasialzeit nicht verließ, durch den Willen zu einer weit über die Normalität hinausgehenden Bildung zu kompensieren versucht. Das gelang ihm unter der Obhut von Friedrich Witte, eines promovierten Altphilologen, offenbar besser als auf dem Französischen Gymnasium. Daß er sich nach dem mit Auszeichnung bestandenen Abitur für das Studium der Altphilologie entschied, dürfte nicht nur mit dem Vorbild des Lehrers zu tun gehabt haben, sondern auch mit dem Wunsch, der Gemeinschaft jenes Faches anzugehören, das damals noch immer das höchste Renommee in der Öffentlichkeit genoß. Auf geradezu ideale Weise schien es die elitäre Geltung mit einer fast familiären Organisation zu verbinden.⁹⁷ In dem angestrebten Amt des Universitätsprofessors sah Borchardt die Möglichkeit, sich vom Vater, der ein Brotstudium wünschte, zu emanzipieren und ihm andererseits auch wieder zu imponieren.

Rudolf, der sein Studium auf Geheiß des Vaters in Berlin (1895/96) beginnen mußte, aber nach einem Jahr der Bewährung nach Bonn (1896–1898) wechseln durfte, glückte es auch rasch, das Interesse der Hochschullehrer zu wecken und ins Seminar aufgenommen zu werden. Übertreibungen nicht scheuend, meldete er seine Erfolge nach Hause.⁹⁸ Trotzdem konnte ihn die Wissenschaft auf Dauer nicht befriedigen. Im Sommersemester 1898 verließ er Bonn, ohne sich von irgendwem zu verabschieden, und verschwand für einige Monate nach Italien. Mit dem Wintersemester 1898/99 nahm er das Studium in Göttingen wie-

⁹⁷ Vgl. dazu Thomas Poiss: Rudolf Borchardt und die universitäre Altphilologie (Friedrich Leo). In: Osterkamp, Rudolf Borchardt und seine Zeitgenossen, S. 56–72, hier: S. 58. Zu Borchardt als ›dankbarem Sohn der deutschen Universität‹ vgl. S. 414–433 dieses Buches.

⁹⁸ So schreibt er am 27. 11. 1898 an Vera Borchardt: »Von der art und weise wie ich mein leben aufbaue hast du wol durch die briefe an die eltern hin und wieder etwas gehört.« (Briefe 1895–1906, S. 43.) Und zwei Jahre später, am 11. 10. 1900, wieder an die Schwester: »Alle Erfolge, alle grosse Meinung und Schätzung in der ich stehe, alle Leistungen die ich aufzuweisen haben werde, werden mir das eine nie ersetzen können, was ich bitterlich vermisste, Heimat, Liebe.« (ebd., S. 110.) Ausführlicher zit. auf S. 430 dieses Buches.

der auf, um bei dem bekannten Latinisten Friedrich Leo zu promovieren. Die Göttinger Zeit, während der Rudolf fast wie ein Sohn im Hause der mit den Borchardts verwandten Leos verkehrte, endete jedoch mit einem moralischen und akademischen Desaster, dessen Hintergründe bis heute nicht geklärt sind.⁹⁹ Nach wilden Liebes- und Duellgeschichten, einem Nervenzusammenbruch und einem Sanatoriumsaufenthalt in Bad Nassau setzte Borchardt die Arbeit an der grandios entworfenen Dissertation, von der vermutlich kein zusammenhängendes Stück niedergeschrieben war,¹⁰⁰ nicht fort und kehrte auch nicht mehr nach Göttingen zurück. Zum Jahreswechsel 1901/02 teilte er dem Vater mit, daß er sein Studium nicht beenden wolle, und flüchtete aus dem Elternhaus nach Wien, wo er einige Wochen mit Hugo von Hofmannsthal umging und auch Richard Beer-Hoffmann, Arthur Schnitzler, Hermann Bahr und Rudolf Kassner traf. In den nächsten Jahren führte er ein unruhiges Wanderleben, hauptsächlich in Italien und der Schweiz, bis er sich 1906 dauerhaft in Lucca niederließ. Insgesamt bildeten die Jahre zwischen 1898 und 1906 die Zeit einer Identitätskrise, die aber zu einem auf höherer Stufe integrierten Selbstbild führte.

Als Grund für den Abbruch der Universitätskarriere gibt Borchardt sowohl im ›Brief an den Verleger‹ als auch im ›Eranos-Brief‹ an, daß die von ihm angestrebte, alle Kulturtraditionen der europäischen Menschheit umfassende Bildung in dem Wissenschaftsbetrieb der modernen Universität nicht mehr zu erlangen war. Diese Unzufriedenheit über die Entwicklung der Universität teilte

⁹⁹ Die einzige öffentlich zugängliche Informationsquelle ist weiterhin der am 10. 5. 1902 geschriebene Brief von Friedrich Leo, der Borchardt bei Hofmannsthal nicht mehr erreichte (vgl. Briefe 1895–1906, S. 193–201). Die erwähnten Lebenserinnerungen von Philipp Borchardt und Vera Rosenberg enthalten Informationen zum Aufenthalt Rudolfs in einem Göttinger Krankenhaus, zum Abbruch der Dissertation und zur Flucht aus dem Elternhaus. Das von Philipp erwähnte Gutachten des Göttinger Psychiaters Cramer hat sich ebenso wenig erhalten wie die Kurakte in Bad Nassau.

¹⁰⁰ Um die Dissertation, deren Thema über die Jahre mindestens dreimal gewechselt hat, ranken sich Legenden. Im Göttinger Seminar soll Borchardt einmal zwei Stunden über ihren Gegenstand extemporiert haben. Aus dem Brief von Leo, der ›Druckbogen‹ erwähnt, hat man geschlossen, daß es dabei um die Dissertation gehandelt haben muß. Nach der Auskunft von Ulrich Ott, dem Mitherausgeber der ›Gesammelten Werke‹, könnte sich diese Erwähnung aber auch auf eine von Arnim betreute Edition beziehen, an der Borchardt vielleicht als Mitarbeiter beteiligt war. – Als Philipp Borchardt seinen im Krankenhaus liegenden Bruder besuchte, stöberte er im Auftrage von Friedrich Leo, der die Arbeit fast beendet glaubte, nach dem Manuskript, fand aber keine Aufzeichnungen. Sein Bruder habe ihm auf Rückfrage mitgeteilt, es läge gar nichts Schriftliches vor; bei den häufigen Besprechungen mit Leo hätte er von leeren Blättern abgelesen. Vera Rosenberg berichtet, es sei bloß ein Sack mit Zetteln vorhanden gewesen. – Sicher ist nur, daß Borchardt sich in den Briefen des Jahres 1902 als Doktor ausgab; die lateinisch geschriebene Kurzbiographie ›Rudolfi Borchardt Vita‹ (um 1902) enthält die Lüge: »1902 schloß er in Halle seine Dissertation ab und wird zum Doktor der Philosophie promoviert.« (Prosa VI, S. 553.)

er mit zahlreichen Angehörigen seiner Generation, bei denen die Kritik am Historismus und am Positivismus sich häufig mit der Frustration über die Verschlechterung der Berufssituation und des Sozialstatus durch die akademische ›Überfüllungskrise‹ verband. In seinem Fall dürfte die Diskrepanz zwischen dem unverminderten Bedürfnis, sich als Demiurg aufzuführen, und der Aussicht, immer mehr zum Spezialisten zu werden, entscheidend gewesen sein.¹⁰¹ Das im ›Brief an den Verleger‹ beschriebene Gefühl des Jugendlichen, ein ›königlicher Erbe‹ zu sein, dem »ohne sein Zutun eine Minute tausend abgerissene Fäden von tausend Lebenswebstühlen in die Hände spielt auf daß er allein das Gewebe gestalte«, ¹⁰² ließ sich im arbeitsteiligen Wissenschaftsbetrieb nicht aufrechterhalten. Wenn man so will, kollidierte hier eine individuelle Bedürfnisstruktur mit einer institutionellen Versagungsstruktur. Die Strategie, seine geistige Identität durch humanistische Bildung und akademische Anerkennung zu stabilisieren, erwies sich als Fehlschlag.

Der ›Brief an den Verleger‹ läßt durchblicken, daß ihn die Aufgabe des akademischen Lebensplans an den Rand der psychischen »Dekomposition« brachte. Die Enttäuschung über das Versagen der Universität sei deshalb so verstörend gewesen, weil sie die Empfindung der Heimatlosigkeit intensiviert habe. Man kann nicht stark genug hervorheben, daß der im Text mehrfach variierte Schlüsselbegriff ›Heimatlosigkeit‹ (›Denn meine Art ist die des Heimatlosen«), ¹⁰³ der die alten Gefühle der Vereinsamung in sich aufnimmt, zugleich eine entscheidende Transposition und Transformation in Borchardts Selbstbewußtsein anzeigt, durch die er schrittweise der Identitätskrise entkommt. Mit ihm wird nämlich das individuelle Trauma, für das der Jugendliche allein die familiäre Situation verantwortlich gemacht hatte, auf kulturhistorische Prozesse bezogen und in eine nationale Dimension verlagert. Er habe in der Krisenzeit, so sagt Borchardt rückblickend, den Zusammenhang seines persönlichen Leids

¹⁰¹ Die Briefe aus der Bonner und der Göttinger Zeit lassen die Spannung zwischen narzißtischen Größenphantasien und wissenschaftlicher Selbstdisziplinierung erkennen. Als Borchardt den Plan der Dissertation umzusetzen versucht, verkämpft er sich an vielen Fronten und verliert den Zusammenhang. Am 18. 11. 1901 schreibt er an Otto Deneke: »Meine Papiere sind, in einem attristierenden Zustande von Unordnung und Zusammenhangslosigkeit angekommen, ich habe zuerst versucht, die Lücken durch erneute Durcharbeitung des Materiales aufzufüllen, bin aber jedesmal wenn ich mit diesen Unglücksdingen gekämpft habe, in ein Gefühl des Wundgerungenseins hineingekommen, das schlimmer war als andere was ich auszuhalten hatte. So habe ich mich kurz resoliert, aus diesem Rattenkönig von Problemen ein kleines herauszuschneiden, das ganz exakte saubere Arbeit zulässt und eine ambitionslose kleine Dissertation zu werden verspricht. Es werden wieder Zeiten kommen, die mir den Luxus wissenschaftlichen Ehrgeizes gestatten.« (Briefe 1895–1906, S. 164f.) Für Borchardts Ehrgeiz, den er nicht aufgeben konnte, war die spezialisierte Wissenschaft schlicht die falsche Form.

¹⁰² Prosa VI, S. 21.

¹⁰³ Ebd., S. 24.

mit den sozialen und kulturellen Traditionsbrüchen in der deutschen Gesellschaft erkannt und eingesehen, daß die Heimat- und Identitätslosigkeit ein allgemeines Problem der jungen, nach der Reichsgründung geborenen Generation sei.¹⁰⁴ Bezeichnend ist, daß er auf diese Erkenntnis zunächst mit »Schrecken, Verzweiflung, selbst Haß« reagierte: »Ich war noch eitel genug auf mein einsames und distinguirtes Unglück nicht verzichten zu wollen.«¹⁰⁵ Dann habe er sich jedoch durch die Erkenntnis entlastet, ja gerettet gefühlt:

Denn was ich eigentlich habe sagen wollen ist dies: Daß zwischen jener Zeit, in der ich mir eines einzigartigen Schicksals bewußt zu sein glaubte, und zwischen dem heut, da mich mein wahres Abseits beseligt und bereichert, Jahre liegen, in denen ich mich nur dadurch rettete daß ich meine Angelegenheiten als die Allgemeinen empfinden durfte, Zeiten in denen ich es empfand daß das Geschehen innerhalb der Nation ihrem einzelnen Kinde einen neuen Begriff seiner Ursprünge und seines Weges mitgeteilt hatte [...].¹⁰⁶

Wie aus dem Zitat hervorgeht, entwirft Borchardt im »Brief an den Verleger« ein Drei-Phasen-Modell der eigenen Bewußtseinsentwicklung zwischen 1895 und 1906.

Die erste Phase der »kindischen« Eitel- und Einsamkeit im Studium ist bereits dargestellt worden. In der zweiten Phase schließt er sich der jungen Generation an, die sich als kollektives Opfer der Wilhelminischen Kulturkrise begreift und ihre gemeinsame Rettung in der Reformierung der deutschen Kunst sucht. Konsequenterweise wechselt der Ich-Erzähler des »Briefes« an dem Punkt, an dem er auf den Ästhetizismus zu sprechen kommt, in die Wir-Form über. In diesem Zusammenhang ist an seine 1898 beginnende »seelische Verwandlung« durch Stefan George und Hugo von Hofmannsthal zu denken,¹⁰⁷ die drei Jahre später ihren öffentlichen Ausdruck in der Publikation von Gedichten in der Zeitschrift »Die Insel« findet. Dabei bleibt es jedoch nicht. In der dritten Phase sieht Borchardt allmählich ein, daß der Ästhetizismus der Jahrhundertwende unfähig ist, die tief in der Geschichte angelegten und das ganze Leben der deutschen Kultur-Nation durchziehenden Brüche zu heilen. Die frühesten Signale einer Distanzierung finden sich in der 1902 gehaltenen »Rede

¹⁰⁴ Ebd., S. 27f.: »Ich hatte erkannt daß mein persönliches Unglück oder was mir so erscheinen wollte vielmehr das unpersönlichste, im Grunde das mindest interessante gewesen war. [...] Ich werde die Bestürzung niemals vergessen, mit der ich erkannte, daß ich die Erfahrungen und ihre Folgen, Symptome und Leiden, daß ich mit einem Worte einen großen Teil meiner Seele mit einem ganzen Jahrzehntsausschnitt aus der höheren Gesellschaft des Volkes teilte.«

¹⁰⁵ Ebd., S. 28.

¹⁰⁶ Ebd., S. 29.

¹⁰⁷ Vgl. bes. die Briefe an Heinrich Goesch vom 8. 8. 1899, 28. 8. 1899 und 18. 7. 1900 (in: Briefe 1895–1906, S. 62f., S. 78 u. S. 103), an denen nachzuvollziehen ist, wie sich Borchardt zuerst demütig als Anhänger, dann immer entschiedener als Vorkämpfer der ästhetischen Bewegung stilisiert.